

Übersetzung des Berichtes von Irina Porzevskaja, Vladimir, Russland, über ihre Kindheit, erhalten am 5.4.08

Ich traf die Verfasserin, geboren 1931, in Vladimir erstmals im Jahre 1999. Sie beschreibt ihre Kindheit in der Vor- und Kriegszeit. Sie beeindruckt durch die warme Schilderung von Vater, Mutter, Grossmutter, Verwandten, Lehrerinnen und von Personen, die auch unter schwierigsten Umständen anderen halfen, vom Kärgechen, das sie besaßen, noch etwas an jene abtraten, die gar nichts hatten. Es ist eine Geschichte der Solidarität, des Familienzusammenhaltes, des Mitgefühls, die in der schwierigen Sowjetzeit, und auch heute noch, das Leben und Überleben ermöglichten und ermöglichen.

Die Geschichte beginnt in Biškek (zur Sowjetzeit: Frunze) Kirgisien, wo der Vater als Pest-Spezialist tätig war und von wo aus er mit der Mutter weite Gebiete betreute, bis in die angrenzende Mongolei, Mandschurei, China. Das erste einschneidende Erlebnis: Das Verschwinden des Vaters. Erst viele Jahre später erhielt die Familie die Bestätigung, dass er, wie Unzählige, erschossen worden war. Angaben, auf Russisch, über diese Erschiessungswelle finden sich unter <http://www.memo.ru/eng/index.htm> 27.12.2015. Die Organisation „Memorial“ hat es sich zum Ziele gesetzt, Unterlagen über die Unterdrückung während der Sowjetzeit zusammenzutragen.

Wo erforderlich füge ich Anmerkungen ein. Wörter mit lokaler Bedeutung, die im Wörterbuch nicht auffindbar waren, liess ich weg, die geografischen Bezeichnungen liessen sich nicht immer orten. Alle Namen sind in der wissenschaftlich-slavischen Umschrift wiedergegeben: ë(jo); č, Č (tsch); š, Š (sch scharf); ž, Ž (sch stimmhaft); Šč (schtsch); c,C (z,Z).



* Vater, Pestforscher



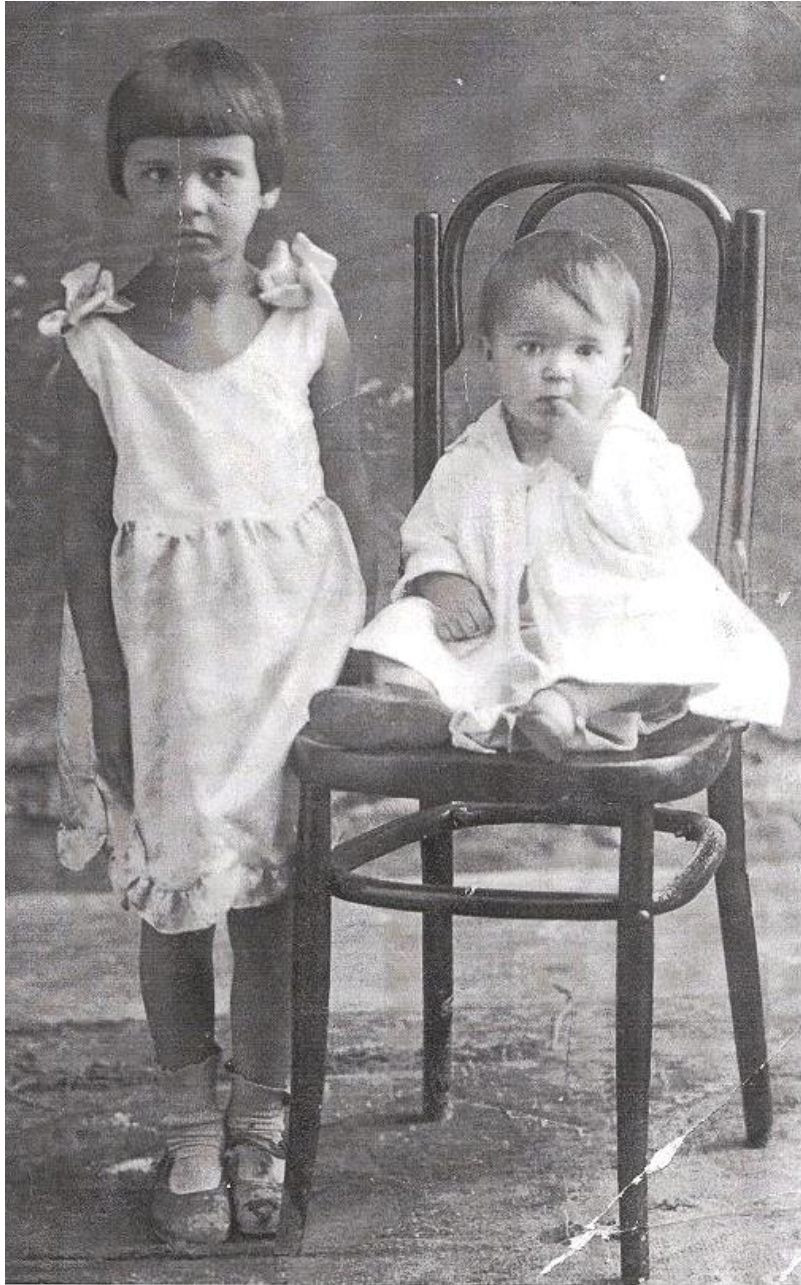
Grossmutter mit Irina und Olja



Mutter, Irina (I) und Olja, 1949



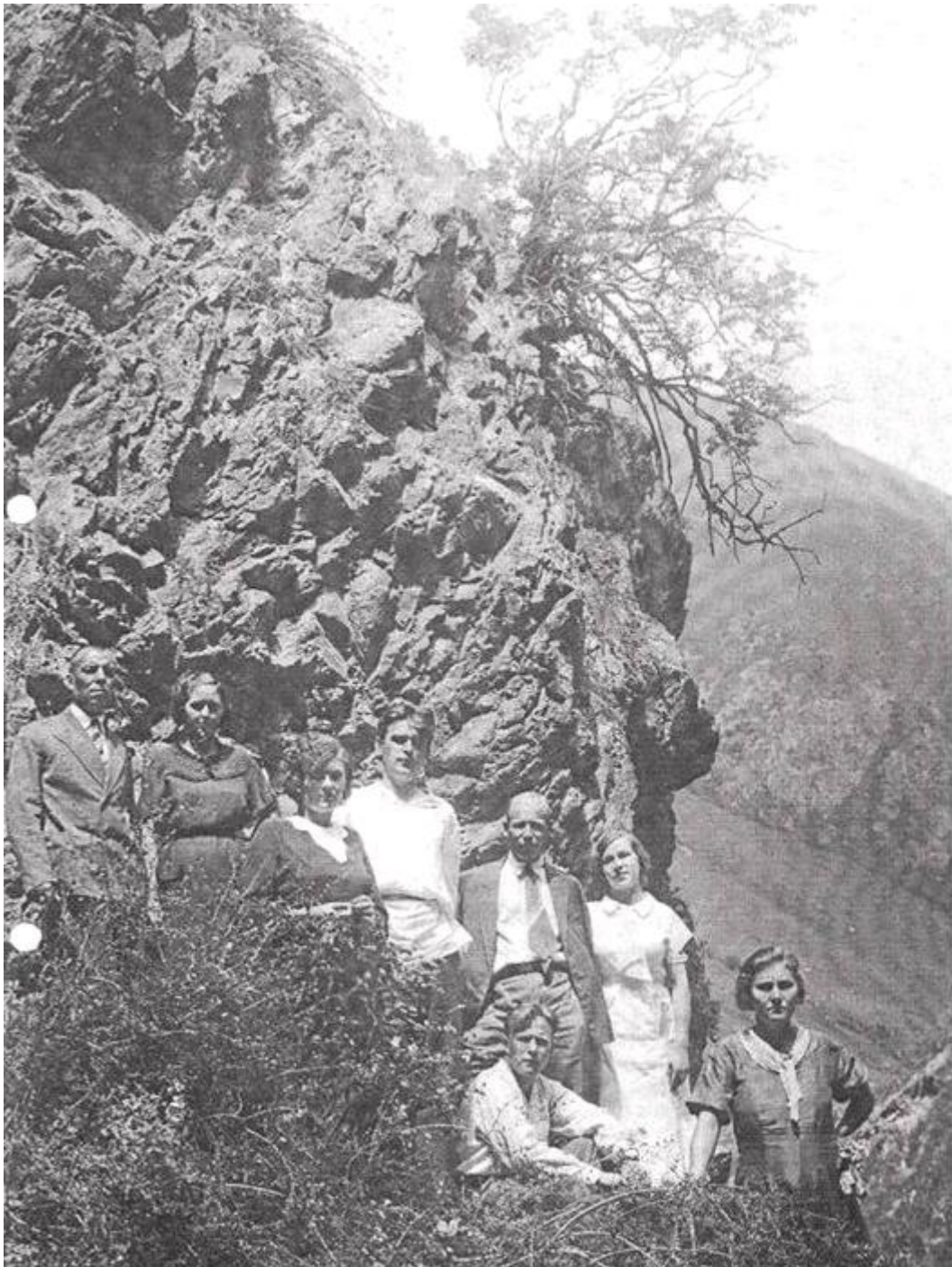
Mutter, 1928



Irina und Olja in Frunze (Biškek), 1937



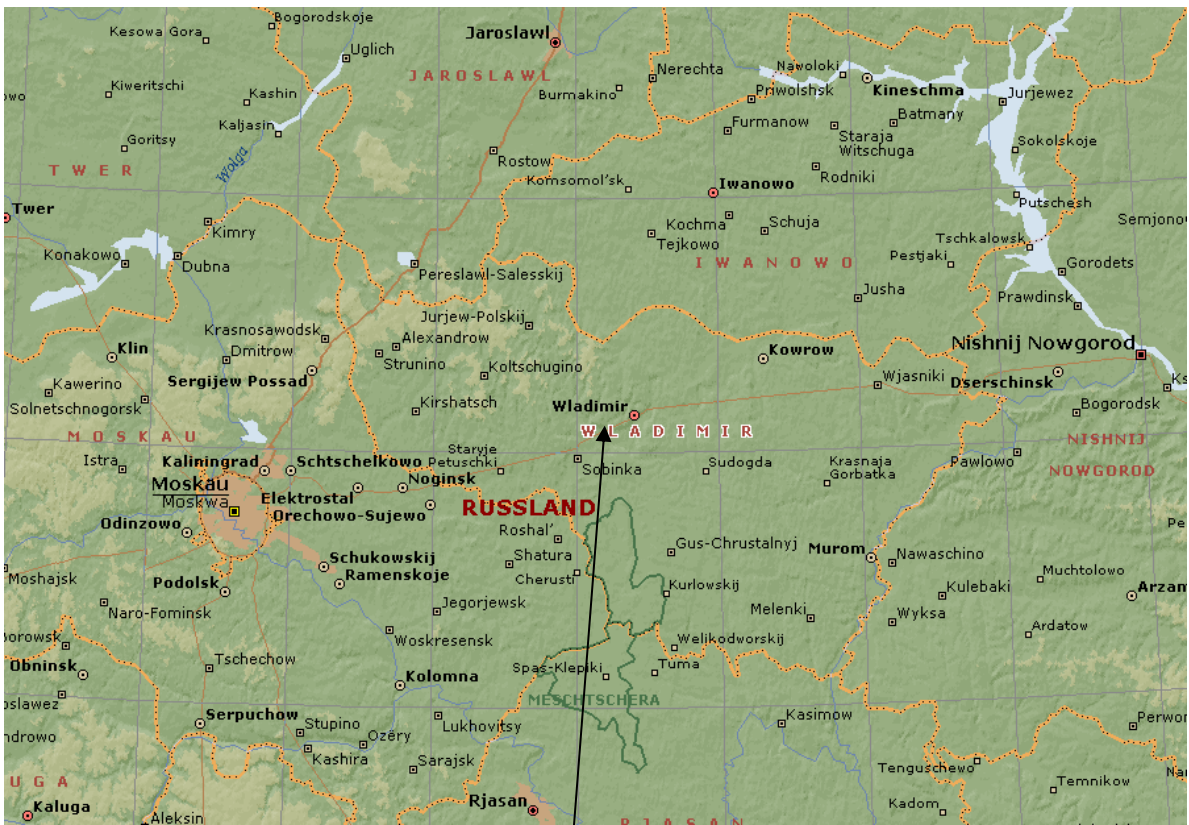
Lehrerin Jekaterina Fjodorovna, Balašov, 1946



In den Bergen in der Nähe von Frunze, 1937



Irina und ihr Mann Vladimir, in Vladimir, 2002
Vladimir verstarb 2009



Wladimir



Fluss Choper, Nebenfluss des Don

Balašov



Biškek (Frunze) Hauptstadt Kirgisiens



Armavir



Jalutorovsk

Seite

1 Geburtsurkunde

In der Mappe alter Dokumente bewahre ich ein unansehnliches, vergilbtes, zusammengeklebtes Papierchen auf, das Familienbüchlein, ausgestellt vom Bezirk Volodarsk der Stadt Leningrad, bescheinigend, dass am 20. April 1931 wieder ein Mensch das Licht der Welt erblickt hat. Man kann die mit violetter Tinte geschriebene Akte nur noch mit Mühe lesen, aber es lässt sich entnehmen, dass Sorokoumov Grigor Ivanovič und Nadezhda Ivanova eine Tochter geboren wurde. Die bin ich. Und genau dafür wurde diese Geburtsbescheinigung ausgestellt.

Viele Male musste ich dieses Dokument in meiner Kindheit vorlegen: Beim Schuleintritt, bei der Aushändigung der Nahrungsmittelmarken, bei der Anmeldung der Wohnsitznahme, bei der seltenen Entgegennahme von Paketen und bei der Einschreibung in der Bibliothek. Die Grossmutter bewahrte es in ihrem Personalausweis auf. Sie nannte es „Metrik“ (Bedeutung Geburtsurkunde, aber auch Metrik, Verslehre, Anm. R.D.). Sie fürchtete sich davon, es zu verlieren. Wir Leute des 20. Jh. hängen zu sehr von solchen Papierchen-Dokumenten ab. Sie sind zweifelsohne nötig, aber nicht ein einziges bestimmt das Schicksal des Menschen.

Ich denke, dass die einzig wahre Geburtsurkunde eines Menschen in seinem darauffolgenden Leben besteht, bei dessen Ereignissen derselbe Mensch nicht immer frei ist. Häufig entwickeln sie sich auf unerwartete, absolut nicht voraussagbare Weise, so wie sich das in meinem Leben ergab.

Zentralasien meiner Kindheit

Aber die Erinnerung ist eine solch heimliche Macht
indem sie Bilder zurückwirft und vermehrt
Sie scherzt, die Erinnerung an den Regen verstummt nicht
die Erinnerung an den Schnee fliegt und kann nicht nachlassen
D. Samoilov

Ich erinnere mich an Vieles meiner Kindheit. Das bestätigten und darüber staunten Mutter und Grossmutter. Natürlich nicht alles nacheinander, aber einzelne Episoden prägten sich im Gedächtnis ein.

Da niemand auf mich aufpasste beschloss ich aus den Grenzen des engen Hofes auszubrechen, in dem ich damals mit dem Hund gespielt hatte. Ich wurde gewahr, dass es leicht zu schaffen ist: Wir schlüpfen durch einen engen Torbogen und befanden uns auf der Strasse,

- 2 ich lief Šarik in den nächsten Hof nach und kroch auf gleiche Weise durch den Zaun hindurch und bahnte mir einen Weg. Es eröffnete sich eine völlig andere, unwirkliche Welt, die ganze Umgebung rundherum war voll von Maulbeerzweigen, auf denen, wie mir schien, grosse hellgrüne Seidenfäden erzeugende Raupen herumkrochen. Das mit den Fäden verstand ich natürlich erst viel später, aber an den Anblick werde ich mich ewig erinnern. Hinter dem Hunde gelangte ich in den Stall, es war dunkel, irgendwie drang Licht durch Ritzen der Wand und des Daches. Irgendwo atmete eine Kuh laut aus, sie war sehr ruhig und nicht furchterregend. Mich mit diesem Tier näher bekanntzumachen ergab sich nicht, man hatte mich entdeckt und brachte mich dorthin, woher ich gekommen war. Man tadelte mich nicht, traf aber alle Massnahmen, damit nicht eine einzige Ritze übrig bliebe, durch die ich schlüpfen konnte.

Es gäbe noch andere Geschichten aus meinem Alter zwischen drei bis fünf Jahren, aber genauer und bewusster erinnere ich mich an mein sechstes Lebensjahr.

Haus, Eltern, Verwandte, Bekannte

1937 wurde ich sechs Jahre alt. Das Jahr begann glücklich und auch fröhlich. Damals ergaben sich im Leben der Eltern einige Änderungen, welche ihre dienstliche und materielle Stellung stärkten. Während ziemlich langer Zeit streiften sie durch Zentralasien, das war Jarkent, Udra, Urgenč, Jalalabad, Tšimkent und andere (Anm. R.D.: Mit Ausnahme von Jalalabad ist keines auf der Karte zu finden) exotische Orte der südlichen Sowjetrepubliken, im beständigen Wechsel zu den Orten von Epidemien. Sie hatten kein eigenes Haus und eigene Möbel. Ich erinnere mich, dass ein Sperrholzkoffer als Wiege für meine 1935 geborene Schwester diente. Nach der Rückkehr von diesen Reisen zum heimatlichen Herd war man ständig der Gefahr einer tödlichen Pestansteckung ausgesetzt. Der Vater dachte träumte davon, in einem wissenschaftlichen Labor arbeiten zu können, wo man die Beobachtungen überprüfen und das erforschen kann, was an dieser schrecklichen Krankheit noch ungeklärt war. Und nun ernannte man ihn zum leitenden Wissenschaftler des kirgisischen republikanischen Pestbekämpfungslaboratoriums und stellte ihm eine gute Dienstwohnung zur Verfügung, die junge Familie begann sesshaft zu werden. Grigorija Ivanoviča sprach davon, dass der Vater ein guter Organisator und erfahrener Arzt und Epidemiologe war, viele Pläne hegte, wie z.B. den Bau eines wissenschaftlichen Labors für sein Institut, Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Mitarbeiter. Man baute neue Räume für die Unterbringung der Versuchstiere (Zieselratte, Murmeltiere, Meerschweinchen), erweiterte den Fuhrpark, erhielt ein Stück Land zugeteilt für den Bau eines Flugfeldes für die Sanitätsflugzeuge, kaufte neue

- 3 Ausrüstung für die Expeditionen. Was das Kollektiv mit besonderer Freude vermerkte war die Grundsteinlegung für ein Wohnhaus für die Mitarbeiter, ein für jene Zeit beinahe unmögliches Unterfangen. Wir bewahren eine Fotografie auf, die den Vater auf dem Baugerüst des Hauses zeigt.

In den 1960er Jahre reiste ich mit meinem Manne nach Frunze und besuchte das Laboratorium und schaute in den Hof – weiter war nicht erlaubt, da ein besonders gefährliches Objekt – und einer der Arbeiter, der in mir die Tochter seines früheren Chefs erkannte, lud uns ein bei ihm zu übernachten, genau in jenem Haus, das Grigorij Ivanovič erbaut hatte.

Noch einige Jahre später fuhr unser Vladimierer Alpinistenklub hoch in die Berge von Tjan-Šanja, unweit des von Vladimir Soloučín beschriebenen „Schönen Adigen“ und hielt sich im Häuschen der Glaziologen auf. Die ganze Nacht sassen

sie am Lagerfeuer, gegen Morgen erfuhren sie von Mischa Ajzin, dem Hüttenwart, dass seine Familie seit genau jenem Jahre im Hause wohnt, in dem mein Vater es gebaut hatte. Seine Eltern waren nach der Verhaftung meines Vaters zu Mitarbeitern des Pestbekämpfungslaboratoriums ernannt worden.

Der Status eines republikanischen Laboratoriums verpflichtete die Mitarbeiter zur Teilnahme an Pestbekämpfungsexpeditionen nicht nur in unserem Lande, sondern auch jenseits der Grenze. Sie reisten ziemlich oft nach China, in die Mandchurei und nach Kašgar¹. Sie kamen mit schrecklichen Erzählungen und noch schrecklicheren Fotografien zurück. Viel später, nach der Rehabilitierung, übergab die Mutter sie der zuständigen Abteilung des Gesundheitsministeriums der Sowjetunion. Diese tödlich gefährlichen Reisen wurden vom Staat gut bezahlt, auch jene, denen es zufiel, bei der Ausrottung der Pest mitzuarbeiten. Auf diese Weise ging es der Familie materiell gut. Dinge, die früher zu erwerben wie ein Traum erschien: ein gediegener Schreibtisch, Bücherschränke, Teppiche, Kinderbettchen (wir waren nun zwei Töchter – Ira (Irina) und Olja und etwas besonders unglaubliches: ein Klavier. Im Gästezimmer stand ein grosser Tisch, Wienerstühle, im Hause waren ständig viele Gäste, Kollegen, Mitarbeiter, Mitarbeiter des Gesundheitsministeriums viele Verwandte, denen wir halfen und die regelmässig zu uns kamen und einige Zeit blieben. Der Vater war ein fröhlicher und gesellschaftlicher Mensch (das weiss ich noch gut), sang gut, spielte Klavier und Gitarre, um ihn herum waren immer Leute. Unter den Gästen befanden sich, das ist eigenartig, recht oft Künstler des örtlichen dramatischen Theaters und des Zirkus. Nach dem letzten Auftritt wünsche ich man möge sich am Kuchen und dem Gebäck der Grossmutter gütlich tun. Sie war eine bemerkenswerte Köchin, die ganze Familie war für ihre Gastfreundschaft berühmt. Abgesehen von der aussergewöhnlich schmackhaften Kohlsuppe, Braten, Kuchen, Maultaschen und vielem anderem aus der kasachischen Küche, eignete sich die Grossmutter schnell die Zubereitung zentralasiatischer Gerichte an: (die meisten Namen konnte ich nirgends finden Anm. R.D.), Nudelsuppe, ungesalzene Fladen, sie waren unsere beliebtesten Speisen.

- 4 Ich erinnere mich gut an die Frühstücke. Auf der offenen Veranda versammelten sich die Familie und all jene, die gerade in unserem Hause waren. Der Tisch war

¹ Kashi, auch Kaschgar, Stadt in China, in der Autonomen Region Sinkiang, in einer fruchtbaren Oase am Fuße des Pamirgebirges in der Nähe der Grenze zu Kirgisistan und Tadšikistan. Die Stadt ist Handelszentrum des westlichen Tarimbeckens. Sie liegt im Mittelpunkt der Reiserouten, die China mit Turkestan, Afghanistan, Indien und Pakistan verbinden, am Nordzweig der ehemaligen Seidenstraße. MS Encarta 2006.

voll von jeder Art von Köstlichkeiten. Am Tische, wo die Grossmutter sass, summt, umgeben von Tassen, der Samowar, in der Mitte Gerichte und riesige, duftende weiche Bretzeln. Die Grossmutter buk die bezaubernden Gerichte am frühen Morgen. Nach dem Essen gingen die Leute ihrer Arbeit nach und nahmen das Mittag- und Nachtessen dort ein, wo es sich gerade ergab. Der nun eingetretene Wohlstand veranlasste den Vater an seine eigene schwierige Studentenzeit zurückzudenken, er machte den jungen verwandten Müttern folgenden liebevollen Vorschlag: Er war bereit seinen Lohn mit jenen zu teilen, die sich zum Medizinstudium entschlossen. Vier waren damit einverstanden. Seine Neffen Volodja und Šura und die Neffen der Mutter Pjotr und Ženja. Alle wurden tatsächlich Ärzte, drei kämpften an der Front, Šura, der jüngste, fiel.

Und nun zum Jahr 1937. Es begann aussergewöhnlich und fröhlich, wie ich schon erwähnt habe. Die Eltern beschlossen die Neujahrstanne nicht nur für uns aufzustellen, sondern für alle Mitarbeitenden des Laboratoriums. Im grossen Salon stellten sie eine riesige Tanne auf und schmückten sie mit solch herrlichen Spielzeugen, wie ich sie danach nie mehr gesehen habe. Vater und Mutter waren auf einer Dienstreise in Taškent gewesen und brachen von dort Koffern voll von Baum schmuck, Süssigkeiten und Spielzeugen. Das alles wurde am Baum aufgehängt und als der Feiertag vorbei war, wurden die Kinder zum Baum geführt und man schnitt ihm all die Süssigkeiten, Schmuck und Spielzeuge ab, die sie sich wünschten. Natürlich gab es Reigen, Tee mit Konfekt und Kuchen und Laienaufführungen. Olja, in einem neuen grünen Kleidchen, bestieg einen Stuhl und rezitierte, das erste Mal in ihrem Leben, das Gedicht „Unsere Tanja weint bitterlich, der Ball ist in den Fluss gefallen“.

Danach begann in unserer Familie wieder der Alltag. In diesem Jahre waren die Eltern auf vielen Dienstreisen oder einfach auf Reise ausserhalb unserer Stadt. Etwa zweimal fuhren wir mit ihnen nach Alma-Ata, wo Papas älteste Schwester Anna Ivanovna mit ihrem Mann Dmitri Jegorovič Kirin und den zwei Söhnen Volodja und Aleksandr, ihn nannten wir Šura, wohnten. Zu Vaters Freude studierten sie bereits am medizinischen Institut in Taškent, aber zur Zeit unseres Besuches hatten sie Ferien und waren zuhause. Sie schlossen das Studium 1941 ab wurden unverzüglich in die Armee einberufen. Absolventen gab es an der Front derart viele, dass die beiden Brüder vorerst als gemeine Infanteristen eingesetzt wurden, und irgendwie wurden sie auf verschiedene militärische Einheiten aufgeteilt.

5 Viel später, als Vladimir Militärarzt in einem Feldlazarett war, erfuhr ein Verletzter seinen Familiennamen Kirin und erzählte ihm vom traurigen Soldatentod Šuras: Er wurde am Bauch verletzt, aber da seine Einheit sich schnell zurückziehen musste vermochte er nicht mitzuhalten, die Kameraden schleppten ihn nach, aber die Kräfte verliessen ihn plötzlich, man legte ihn mit dem Rücken an eine Birke gelehnt, er bat sie ihn zu erschiessen da er begriff, dass er nicht überleben wird, aber keiner erhob die Hand.

Zweimal verreisten die Eltern zu Epidemienherden. Das erste Mal nach China, das zweite Mal weiss ich nicht, wohin. Aber ich erinnere mich, wie lange und sorgfältig sie die Reise vorbereiteten, Schlafsäcke, Zelte, Pelzmäntel, Arbeitskleider, Geräte und verschiedenste Ausrüstungsgegenstände, die für einen solchen Aufenthalt erforderlich waren, bei dem die Mitarbeiter des Laboratoriums unseren Vater als Chef begleiteten. Manchmal waren Pferde zu mieten. Man gelangte zu schrecklichen Siedlungen, wo die ganze Bevölkerung krank war und starb. Man trat in die Hütten ein, näherte sich den Sterbenden, verabreichte erste Hilfe, errichtete Erste-Hilfe-Notzelte und Sanitätsposten, mit Hilfe derer man die Epidemie bekämpfte. Ich erinnerte mich deshalb an die Reise nach China, weil man Medaillen und Urkunden der chinesischen Regierung zurückbrachte.

Nun muss ich aber zum Jahr 1937 zurückkehren. Erstmals beschlossen die Eltern, im örtlichen Kurort Issyk-Ata (Kirgisien. Anm. R.D.) Ferien zu verbringen. Sie nahmen mich mit. Wir wurden in einem weit oben in den Bergen stehenden Holzhäuschen einquartiert. Von der Veranda aus übersah man die ganze Umgebung. Man konnte allerdings nur in eine Richtung blicken, nach unten. Dort sah man den Mittelpunkt der Kurort-Siedlung. Zu ihm führten viele Fusswege, auf einen begab ich mich, ohne die Erlaubnis Erwachsener. Und wenn da nicht ein alter Kirgise gewesen wäre, der mich zufällig gesehen hatte, dann könnte ich diese Notizen wahrscheinlich nicht niederschreiben. Auf dem Weg lag eine Kobra. Bei meinem Erscheinen erhob sie den Kopf und blies die Backen auf und nahm eine kämpferische Haltung ein. Mich erschreckte das aber gar nicht und ich bewegte mich weiter auf sie zu. Und da packte mich plötzlich der Alte an den Haaren und warf mich neben dem Weg in das Schilfrohrgestrüpp, mit seiner Hilfe befreite ich mich dann daraus. Die Schlange verjagte er mit Hilfe einer Krücke, die er in der Hand gehalten hatte.

Meine Schulbildung

Dieser Zwischenfall in meinem allzu freien Umgang, und viele andere, ich trat zum Beispiel ohne Erlaubnis aus dem Haus Bekannter, wohin man mich zu Besuch gebracht hatte, den Heimweg an, im Spiele auf der Ladebrücke eines Lastwagens vergass ich mich und bemerkte dies erst, als der Lastwagen schon weit von der Stadt entfernt war, der

- 6 Fahrer musste zurückfahren. Einst verliess ich das Haus, als das Tor für das Auto geöffnet wurde und lief, soweit das Auge reichte und verlor mich. Man brachte mich auf einen typisch südlichen Hof, wo alle Türen und Fenster offen sind, und wo jeder über jeden alles weiss, wo die Erwachsenen über den Hof hinweg mit lauter Stimme von einem Ende zu anderen miteinander sprechen, und Kinder gab es so viele, dass ich darüber buchstäblich erschrak. Sofort umringte mich ein fröhlicher, lebhafter Haufen, zog mich nach verschiedenen Seiten hin und sprach in einer unverständlichen Sprache auf mich ein. Angezogen durch den ungewöhnlichen Lärm erschien ein Mann, Nichtrusse, und führte mich ins Haus. Ich fand mich in einem grossen Raum, dessen Boden mit Teppichen ausgelegt war, in der Mitte lag eine geblümete Tischdecke mit einem orientalischen Reisgericht. Rundherum sassen Erwachsene, sogleich sassen auch die Kinder nieder, setzten sich zu mir, zeigte mir, wie man dieses Nationalgericht richtig isst – mit den Händen. Sie nahmen eine Handvoll Essen und führten es zum Munde, vielen klebte Fett am Kinn. Unter dem Druck der Gastfreundschaft versuchte ich es auch, aber mit den Händen zu essen gefiel mir nicht, umso mehr, als ich auf meinem Kleide Fettflecken entdeckte. Danach sprach jemand der Erwachsenen über einen Doktor, ich verstand nur dieses eine Wort, und der Hausherr nahm mich bei der Hand und führte mich nach Hause, unterwegs liefen mir schon der Cousin Pjotr und die Schwester Žena entgegen, das war ein Ereignis, als sie mich plötzlich vermisst hatten. Es ergab sich, dass ich, wegen der häufigen Umzüge, später aus Gewohnheit, keine Freundinnen hatte, es gab nur kurzlebige Bekanntschaften mit den Kindern bekannter Eltern, sei es beim Neujahrsbaum, auf Besuch oder an den Geburtstagen.

Häufiger aber wir ich mir selbst überlassen, mein liebster Spielort waren die Bewässerungskanäle. Diese bemerkenswerten, rettenden Flösschen, voll fröhlichen Murrens, fliessen überall in den Städten Zentralasiens, vor allem dort, wo ich seither auch als Erwachsener war. Ihr nie unterbrechendes Strömen kalten Wassers verzauberte mich. Ich verbrachte Stunden an den Kanälen, liess Schiffchen aus Rinde hineingleiten, badete Püppchen, wusch ihre Kleidchen, baute Dämme. Man konnte mich nur mit Mühe von diesen Lieblingsvergnügen losreissen, aber der Va-

ter verbot, mich an das Wasser heranzulassen. Die Kanäle zerteilten grosse Flächen, an deren Ufern Siedlungen standen, im Wasser Leute mit verschiedensten Krankheiten, Hunde und andere Tiere, man wusch Wäsche, usw. Nichtsdestoweniger, wenn man vergass mich zu beaufsichtigen, war ich immer am Wasser. Wenn ich jetzt an andere Naturszenen Kirgisiens denke kann ich die Bäume nicht vergessen, sie schienen mir lange einzigartig, die pyramidenförmigen Pappeln. Sie wuchsen an den Flanken und Rändern der Kanäle. Sie geben kaum Schatten, aber ihr Stamm ist ein reines Wunder, er ist weisslich mit vielen Zeichnungen bildenden Rissen, sie gefielen mir überaus gut. Der Hof war voll von einer Vielzahl Blumen und liebevoll verhätschelnden Grossmüttern. Seit jener Zeit kenne ich

- 7 die Petunien, den duftenden Tabak, Balsam, Löwenzahn und Dahlien. In der Stadt gab es nur wenig Grün, wenn man von den Parkanlagen und Eichenalleen absieht, aber Blumenbeete gab es viele. Ausserhalb der Stadt, bei den damals seltenen Ausflügen, auf die man mich mitnahm, erinnere ich mich nur an eine Pflanze, die in mir Bedauern hervorrief. (Den Namen der Pflanze – Saksaul – fand ich nirgends. Anm. R.D.). Die Frunze umgebenden Dörfer, in denen im Allgemeinen Russen und Ukrainer wohnten, waren ein wahrhaftiges Paradies, ein dunkelgrünes Paradies, wie viel fruchttragende Bäume allein gab es hier, Äpfel, Birnen, Pflaumen, Maulbeere, Reben. Mehr als alles andere erinnere ich mich an Aprikosen der Sorte Aport (unbekannte Sorte. Anm. R.D.). Sie waren stets die mir am liebsten.

Die Natur Mittelasiens ist fruchtbar. Ich war in den 1970er 1980er Jahren oft mit unseren Touristengruppen in Frunze, Alma-Ata, Taškent, Dušanbe, Leninabad, Fergan und an vielen anderen Orten, die mir seit meiner Kindheit vertraut sind. Jedes Mal kehrten wir mit grösster Begeisterung von den südlichen Basaren zurück, von diesen Bergen von Wasser- und Zuckermelonen, Tomaten, Pfirsichen, Aprikosen, Trauben der unterschiedlichsten Arten, Feigen, Berberitzen und unterschiedlich riechender Gewürze. In jenen Jahren war das alles ungewöhnlich billig.

Erneut bin ich von der Selbstkritik weit abgeschweift, von der Beurteilung meines eigenen Verhaltens (hier schimmert wohl die kommunistische Selbstkritik durch. Anm. R.D.).

Nun war es an meinen Eltern, sich um meine Bildung zu kümmern und meiner Freiheit ein Ende zu setzen. Wahr ist es, dass sich niemand besonders um mich kümmerte, ich wurde nicht verwöhnt, und sofern ich nicht krank war, was sehr selten vorkam, achtete ganz einfach niemand auf mich. Ich war immer bei und um Erwachsene herum, belästigte sie weder mit Fragen noch Klagen, ich war immer

mit meinen Dingen beschäftigt. Zum Glück wurde ich nie gefragt, wen ich mehr liebe, Papa oder Mama, man zwang mich nicht Gedichte aufzusagen, um vor Gästen zu glänzen. Nie geriet ich wegen meiner Kleider in Verlegenheit, so wie damals gefiel und gefalle ich mir in meinen Kleidern. Zum Beispiel, ein oder zwei Mal im Jahr reiste aus Balašov die Schwester Papas an, Alexandra Ivanovna, eine gute Schneiderin, sie bestimmte, was ich im heissen Klimas Kirgisiens tragen sollte. Beinahe immer wählte sie ein für mich ausgedachtes Kleid aus, eine Kombination vom Typ Badeanzug. Es war leicht anzuziehen und auf einer Seite zuzuknöpfen, ich lernte das schnell. In dem Masse wie ich wuchs waren nur die Masse und der Stoff zu ändern, aus welchem dieses praktische Kleid genäht wurde. Für den Winter gab es wollene Kleider, irgendwie immer hübsche. Es gibt zwei Fotografien, wo ich in diesen abgelichtet bin. Ich hatte keine eleganten, dafür aber praktische Schuhe, im Sommer oft Sandalen, im Winter, für auf die Strasse, kurze Stiefelchen mit samtener Stulpe. Bei den seltenen Gelegenheiten, wenn man mit mir auf Besuch ging, fragten sich die Erwachsenen oft, was man mir wohl anziehen solle. Nur einfache Kleider gab es nicht. Die Sache endete gewöhnlich damit, dass sie mir eine Schleife um den Kopf wanden und mir jene Kombination anzogen,

8 in welcher ich mich sehr wohl fühlte. Und eigenartig, nie beneidete ich andere Mädchen, die schöne helle Kleider trugen. Eines Tages entschloss ich mich doch, ich weiss nicht mehr wann, mich um etwas Ordentliches zu bemühen. Es scheint, dass es nach jenem denkwürdigen Neujahrsbaum war, als die Verwandten (ich spreche von Verwandten, weil, ausser Papa und Mama, zuhause regelmässig Tanten und Neffen zu Gast waren, und natürlich die Grossmutter) sahen, wie elegant und festlich die Kinder des Arztes, der Laboranten, Putzfrauen und Fahrer gekleidet waren. Sie kauften sie mir auch etwas. Jahre später, als ich etwa neun war, litt und ärgerte ich mich und tat störrisch, als ich dieses ungeliebte Kleid tragen musste. Es war rot, aus Atlas, mit langen, engen Ärmeln, abgesetztem Kragen, ein gerader Faltenrock. Im Futter, welches mir beim Anziehen immer irgendwie in die Quere kam, hingen die Hände irgendwo herunter. All das war ärgerlich. Da ich das Kleid nicht liebte, mochte ich es kaum erwarten bis ich ihm entwachsen war und es an Olja weitergeben konnte. Aber gerade dann, in einer schwierigen Zeit, verkaufte, genauer gesagt vertauschte, die Grossmutter es gegen Essbares.

Die Neffen waren jung und hatten ihre eigenen Probleme. Die Grossmutter stand stets am Herd, ich kann mich nicht erinnern, sie je am Tisch gesehen zu habe, Papa sah ich nur wenig, er war von seiner Arbeit begeistert. Die Mutter arbeitete

ebenfalls, sie war jung und schön. Ich erinnere mich an die guten Zeiten, als bei uns während Monaten eine alleinstehende Frau wohnte, die zuhause Unstimmigkeiten hatte, sie hatte mit Vergnügen die Einladung zu uns angenommen. Gegen Bezahlung schneiderte sie Mama Kleider nach deren Vorstellungen. Zu jener Zeit fielen mir das erste Mal Modehefte in die Hände. Die Schneiderin erfüllte selbst Mamas schwierigste Wünsche. Sie brachte eine Nähmaschine mit Fussantrieb, der Boden war mit farbigen Tuchfetzen bedeckt und wir liefen herbei, um das neue Kleid Mamas zu betrachten – es war über den Stuhl gehängt, damit man es besser sehen konnte. Die Mutter war immer der Mittelpunkt aller häuslichen Angelegenheiten, auf sie hörte man, fürchtete sich auch ein bisschen. Mich nannten alle Ira, nicht etwa zärtlich, ausser einem mir teuren Menschen, Papa, wenn ich mich in seinem Gesichtskreis befand, was sehr schwierig war. Nach dem Morgenessen las er die Zeitungen, oder besprach sich mit irgendjemand über Dienst- oder wissenschaftliche Angelegenheiten, danach verbrachte er lange Zeit im Laboratorium, oder begab sich in die Stadt und wenn er heimkam, war ich oft schon im Bett. Wenn ich aber krank war, oder in seinem Büro entdeckt wurde, oder er mir zufällig auf dem Hofe begegnete, rief er mich mit einem wunderbaren Namen, ich weiss nicht, wo er den her hatte – Iruša (Irinchen).

9 Kurzum, meine Eltern nahmen plötzlich war, dass ich ohne richtige Ausbildung aufwuchs und stellten eine Musik- und Deutschlehrerin an, Jadvig Adolfova (an den Familiennamen erinnere ich mich nicht, ich weiss nur, dass sie zu den politisch verbannten Polen gehörte, von denen es in Mittelasien viele gab). Es gelang mir von ihr einige Unterrichtsstunden zu bekommen. Ich bin meiner Tante Anna Ivanovna, Schwester meines Vaters, Absolventin der Saratover bischöflichen Lehranstalt dankbar. Sie kam zu uns auf Besuch und brachte mir die Liebe zu den Märchen und zur russischen Sprache bei. Mit ihrer Hilfe erschienen im Hause die ersten Bücher in prachtvoller Ausstattung, mit herrlichen Illustrationen berühmter Künstler. Ganz besonders gefielen mir die Märchen von Perro mit den Zeichnungen von Dora, ich kannte und liebte sie alle. Die einheimischen russischen Märchen, Andersen, Gebrüder Grimm, amerikanische Märchen von Onkel Rimus, jene Puschkins, das „Bucklige Pferdchen“ von Eršov. Ich begann früh zu lesen. Umso lustiger sieht man diese Episode, bereits in Balašov, aus der späteren Kindheit.

Da mir nur noch durchgelesene Bücher verblieben, belagerte ich meine Tante Šura, Schwester des Vaters, mit der Bitte, mich in der Bibliothek einzuschreiben. Sie führte mich zum Eisenbahnerklub zu der ihr bekannten Bibliothekarin Praskova

Fjodorovna, und füllte dort für mich den ersten Ausleihschein aus. Praskova Fjodorovna selbst holte und überreichte mir das erste Bibliothekbuch, ein Kinderbuch, das ich in meiner Tasche versorgte, es hiess „Das tapfere Mäuschen“.

Aber nun zurück nach Frunze, zu den Problemen meiner Schulbildung. Irgendjemand erschreckte meine Eltern mit der Bemerkung, dass ich ohne Kontakt mit Altersgenossen heranwachse, sie beschlossen, dass ich den Kindergarten besuchen solle. Aber dort hielt ich es nicht lange aus. Ich konnte nach dem Mittagessen nicht schlafen, sprang ständig im häuslichen Hof umher (der Kindergarten war auf der anderen Seite der Strasse), oder spielte stundenlang mit dem Wasser des Bewässerungskanals, der gegenüber dem Haus verlief. Die Erzieherinnen beklagten sich ständig über mein Benehmen, am Ende hatten die Eltern genug davon und brachen den Versuch ab. Erneut konnte ich in der Garage herumtollen, in das Arbeitszimmer des Vaters schleichen (es befand sich weitab von den Laboratoriumsgebäuden). Ich blätterte medizinische Bücher und Zeitschriften durch, Temperaturskalen, betrachtete irgend etwas unter dem Mikroskop, ich verstand die Bedeutung der Worte Autoklav, Spritze, Pest, Mikroben und vieles aus jenem Lexikon, mit dem meine Eltern und ihre Kollegen arbeiteten.

Ich bin überzeugt, eine gute Kindheit gehabt zu haben.

Ich schreibe nichts über meine Schwester Olja. Sie blieb für mich klein, in meiner Welt nahm sie keinen Platz ein. Die Aufmerksamkeit der Erwachsenen richtete sich auf ausschliesslich auf sie, in der freien Zeit wurde interessiert das Erscheinen des ersten Zähnchens besprochen, des ersten gesprochenen Wortes, des ersten Schrittes. Dank sei Gott wurde sie nicht von Krankheiten heimgesucht. Aus dieser Zeit erinnere ich mich an sie vor allem im Bettchen.

Es fällt schwer mir in Erinnerung zu rufen, in welchem Monat sich diese und jene Begebenheit ereignet hatte, am ehesten noch an das Sommerende. Die Mutter verreiste zu einem Kurs nach Saratov an das bakteriologische Institut, wo nicht wenige

10 der Studienkollegen meines Vaters arbeiteten. Vater muss auf einer Expedition gewesen sein, denn in mir blieb die Erinnerung an ein Gefühl der familiären Leere. Die Tanten reisten nach Hause zurück, bei uns blieben Mutters Neffen, Pjotr und Ženja, zurück. Pjotr war ein Altersgenosse der Mutter, er arbeitete im Laboratorium und wohnte in unserer Familie, die er und unsere Grossmutter sehr liebte. Er fürchtete die Mutter und war dem Vater sehr ergeben, den er auf allen Expeditionen und Dienstreisen begleitete und die nicht einfachen Aufgaben eines Arztgehilfen (Feld-

schers), Laboranten, Fotografen und, wenn erforderlich, eines Sanitäters ausübte. Vor allem dank ihm wurden zahlreiche schreckliche Pestepisoden überstanden, auf die sie bei ihren Dienstreisen trafen. Ich erinnere mich an viele Fotografien verpesteter Siedlungen, Leute, die an den Kanälen lagen und sassen, auf den Sanitätsposten beim Verbinden und beim Impfen, die Geschwüre der Beulenpest am Rücken. Die Fotografien wurden in Alben eingereiht, die, wie mich gut erinnere, die Mutter dem Gesundheitsministerium der UdSSR übergab.

Das Jahr 1937

Als der Vater nach einiger Zeit zurückkam, war er über die Nachrichten von Verhaftungen Bekannter, und möglicherweise seiner eigenen, besorgt. Die Mutter befand sich in Saratov, ihr Kurs sollte etwa im Oktober-November zu Ende gehen. Im September wurde in Alma-Ata ein wissenschaftlicher Kongress eröffnet, an dem Vater teilzunehmen hatte. Er wohnte wie immer bei der Schwester, Anna Ivanovna, in der Roten Strasse Nr. 17. Dort holte man ihn ab. Er schlief im Hof, denn es war sehr heiss, dort nahmen sie ihn fest, im Hause bemerkte niemand etwas. Er durfte nichts mitnehmen. Und noch lange wussten weder Mama noch wir in Frunze, was geschehen war.

Die Tante fürchtete sich davor, dies im Telegramm, das sie uns und danach Mama schickte, in deutlicher Sprache mitzuteilen was geschehen war. Es waren nebelhafte Sätze über eine Krankheit Grischas, über die Notwendigkeit, zurückzukommen.

Beim Erhalt der Mitteilung glaubte die Mutter das von der Krankheit, und weitab von der Politik, mit anderen Interessen beschäftigt, kam ihr nicht einmal der Gedanke einer Verhaftung. Aber die Familienangehörigen, erschreckt über die Welle der über sie hereinstürzenden Ereignisse, ungeschickt, unerfahren, sandten ihr ein Telegramm nach dem anderen.

Zu erschrecken war nicht schwierig. Die Nachricht, dass Grigorj Ivanovič als Volksfeind entlarvt im Gefängnis sass, versetzte unserer Grossmutter einen schweren Schlag, und so allen Verwandten. Grossmutter and Grigorji verbanden besondere Beziehungen grosser Zuneigung und Achtung. Als kleines Kind schon stand Vater ohne Mutter da, aber mit unserer lieben Grossmutter, ein vortrefflicher, von Nächstenliebe geprägter Mensch.

11 Und so war also Grigorij Ivanovič Sorokoumov, Absolvent der Universität Saratov, Epidemiologe und Arzt, Wissenschaftler des kirgisischen republikanischen Pestbe-

kämpfungslaboratoriums, Vater zweier kleiner Töchter, liebevoller Ehemann, Hoffnung und Stütze vieler Verwandter, im September 1937 als Volksfeind verhaftet worden. So wie viele andere, Freunde, Bekannte, Unbekannte, Kollegen und eine unzählbare Menge Bürger der UdSSR, die ungeachtet ihrer Talente, Fähigkeiten und ihrer Nützlichkeit, die sie für die Kultur, die Wissenschaft und die Volkswirtschaft darstellten, den Regierenden aus irgend einem Grunde plötzlich gefährlich, untauglich erschienen waren. Eine neue Vernichtungswelle rollte über die besten Vertreter des Landes, die tatkräftigsten, arbeitsamsten und fähigsten der unterschiedlichsten Bevölkerungsschichten hinweg. Leider gibt es bis zur heutigen Zeit Leute, es sind ihrer nicht wenige, und nicht nur von der Politik weit entfernte, die der Ansicht sind, dass wer verhaftet wurde, auch schuldig war. Und dies trotz der heute geöffneten Archive, der entlarvenden Dokumente und anderer Zeugnisse. Sie überzeugen die Namen der in den 30er Jahren in den Folterkammern, in den Kerkern der sowjetischen Führung Umgekommenen nicht. Auch Leute wie das Akademiemitglied Vavilov, und Marschall Tuchačevskij, die glühenden und begabten Vertreter des russischen Volkes, wie das Akademiemitglied Koroljov, Aleksandr Solženicin, und viele, viele andere.

Ich erfuhr vom schrecklichen Tod des Vaters erst als Erwachsene, als man mir endlich sagte, wer und woher er war. Bis dahin verbarg man alles, selbst die Tatsache seiner Existenz (Existenz deshalb, weil man nicht wusste, dass er nicht mehr lebt. Anm. R.D.), so überwältigend war die Angst vor jener Macht, bei der unklar ist, wer recht hat, wer unschuldig ist, die das Leben der Menschen wegnimmt und ihnen auch die absurden Anschuldigungen nicht vorlegt.

Die Lebensgeschichte meines Vaters versetzte mich in Erstaunen, hauptsächlich deshalb, weil er nicht verstehen konnte, weshalb es ihn traf. Über die zuge teilten Verhaftungsquoten erfuhr ich erst viel später (damit sind die von Moskau aus den Gebietskomitees auferlegten Verhaftungs- u. Erschiessungszahlen gemeint. Anm. R.D.). Ich denke es gibt nichts Abartigeres und Schrecklicheres als das.

Der Vater wurde 1898 im Dorf Molodjonka Arkadaskij des Saratovschen Gubernements (Gubernement = Verwaltungseinheit vor der Revolution) in die Familie des Geistlichen Ivan Sorokoumov geboren. Seinen und den Namen seines Vaters fand ich unlängst in den Archivakten des theologischen Seminars von Saratov. Die Familie zählte schon zwei Kinder, die Töchter Aleksandra und Anna, 16 und 12 Jahre alt und den Sohn Grischa, mein Vater, 9 Jahre alt, als die Eltern an der spanischen Grippe starben, so wie sie damals genannt wurde. Das war im Jahre 1907.

Die Waisen hatten keine nahen Verwandten, deshalb entschied das Dorf (ich werde jenen Dorfweisen und Wohltätern ewig dankbar bleiben) die Kinder des Priesters zu unterhalten, bis sie auf eigenen Beinen stehen konnten. Sie beschlossen folgendes: Sie gaben Aleksandra einer Schneiderin zur Ausbildung, Anna wurde nach Saratov in die bischöfliche Lehranstalt gesandt. Aus Grischa beschlossen sie einen Geistlichen zu machen und sandten ihn nach Saratov, wo er die zuerst die Schule besuchte und dann in das theologische Seminar eintrat. Die Schwestern schlossen ihre Ausbildung, die ihren Lebensunterhalt sicherte, ab und kehrten ins Dorf zurück. Grigorij aber schloss das Seminar im Jahre 1917 ab. Ob aus nüchterner Überlegung oder aus Neigung, hatte er bis zu diesem Zeitpunkt acht Jahre in Saratov gelebt. Im selben Jahre trat er in die medizinische Fakultät der Universität Saratov ein, wo er im September 1925 abschloss. Man verlieh ihm den Titel eines Arztes und das Recht, auf dem ganzen Gebiet der russischen föderativen Republik und in den anderen sowjetischen Föderativrepubliken tätig zu werden (Bestätigung No. 2732 vom 7. September 1925). Man muss wohl nicht darüber sprechen, dass er sich selbst durchschlagen musste, es war niemand da, der im half: Die Schwester hat ihre eigene Familie und ein nicht leichtes Leben, die Dörfer warteten nicht auf einen jungen Geistlichen, sondern auf einen jungen Arzt. Jeden Frühling, wenn er die Examen abgelegt hatte, ging er sofort einem Verdienste nach, den ihm, dank sei Gott, die Lehrstühle des Gesundheits-bakteriologischen Institutes verschafften, wo nicht wenige Absolventen der Universität Saratov tätig waren. Er arbeitete in den Steppengebieten von Povol'žja mit den grossen Vorkommen an Nagetieren, Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchungen. Man schickte ihn auch in die Zarinskischen Steppe, in die Weiler und Siedlungen der prichopjorskischen Donkasaken. An einem dieser Orte lebte meine Mutter mit ihren Eltern und Schwestern. Die Eltern heirateten im Jahre 1928, als Grigorij Ivanovič zum Einsatz in den Antipest-Stationen Mittelasiens bestimmt wurde. Wie sich ihr Leben danach entwickelt, habe ich am Anfang beschrieben. Der Vater war nie Parteimitglied, keiner Partei! Und dabei blieb es. Beginnend mit dem Jahre 1917, hatte er nie auch nur einen Tag Urlaub, er musste für seinen Lebensunterhalt arbeiten und dazwischen studieren. Seine Klassenkameraden, die uns in Balašov fanden, erzählten uns, dass sie alle während der ganzen Studienzzeit keinen einzigen Tag nicht arbeiteten, an der Eisenbahn, am Kai, gaben Nachhilfestunden. Sie waren jung, man musste den Magen füllen, die Unterkunft bezahlen und sich kleiden. Dann begann die verantwortungsvolle, aber gefährliche Tätigkeit an der Ausrottung einer der schrecklichsten

Krankheiten der Menschheit. Und da fragt man sich: wozu wurde er verhaftet, aller tödlichen Verfehlungen beschuldigt und ohne Untersuchung und Urteil erschossen?

Mama kehrte vor Beendigung des Kurses aus Saratov zurück. Was sie nach ihrer Ankunft antraf, lässt sich mit einer normalen Sichtweise nicht verstehen: In der Mitte des Hofes lagen, ungeordnet hingeworfen, die Haushaltgegenstände. Sie waren buchstäblich hingeschmissen worden, denn in der Wohnung befand sich bereits die Familie des neuen Leiters. Das Dienstpersonal hauste in der Ecke des Hofes bei der Laube, dort wurden die Betten für die Kinder aufgestellt. Der Mutter schlug man vor,

- 13 sich schleunigst aus dem Gelände des geheimen Objektes zu verziehen. Sie wurde von einer Lawine von Sorgen überdeckt. Sie begann damit, dass sie sich, in der Hoffnung auf Nachrichten über ihren Mann, sofort nach Alma-Ata begab. Zur grossen Verwunderung gelang ihr das. Wissend, dass man ihn ohne jegliche notwendige Wäsche abgeholt hatte, ging sie als erstes einkaufen und begab sich dann mit zwei grossen Bündeln zum Gefängnis. Man nahm erstaunlicherweise alles ohne Einschränkung entgegen, vermutlich deswegen, weil man ihn am anderen Tage erschoss. Der Mutter erzählte man am andern Morgen, dass man ihn in die „Etappe“ verschickt hatte. (das war ein gängiger Ausdruck: er bedeutete irgendwohin, örtlich, oder in den Tod. Anm. R.D.). Sie freute sich, dass es ihr gelungen war ihm warme Kleider zu bringen. (die folgenden Sätze sind unklar, war es ihr gelungen, den Mann zu sprechen? Anm. R.D.). Nach einigen Tagen fiel ihr ein, dass sie vergessen hatte, ihm Zigaretten zu kaufen. Er fragte ob sie welche mitgebracht habe? Auf die Empörung Mamas über die Verhaftung, ein schreckliches Unrecht, ihre Absicht, sich für seine Freilassung einzusetzen, sagte er, er habe schon alles versucht und begriffen, dass nichts zu machen sei, dass sie nur ungute Aufmerksamkeit auf sich ziehen würde, das einzig Richtig sei, unverzüglich die Stadt zu verlassen und zu den Schwestern nach Balašov oder nach Tišank zu reisen, der Heimat der Mutter. Er sagte noch etwas Grässliches: Nach einigen Verhören hatte er alle Anschuldigungen auf sich genommen, selbst die absurdesten.

Als ich, sehr viel später, im Jahre 1990 oder 1991, auf Ersuchen beim KGB die Akte des Vaters erhielt, da war, nebst der Beteiligung an einer verbrecherischen Bande, die Anschuldigung des Trotzkismus, der Spionage, der Schädlingstätigkeit und was noch alles (das waren die damals üblichen Vorwürfe. Schädling: jede Art angeblicher wirtschaftlicher Schädigung der SU. Anm. R.D.). Ich konnte es nicht im Gedächtnis behalten, da ich aufgewühlt war und unter den Blicken des Beamten

schlecht begriff, was ich las. Was mich an der ganzen Sache am schmerzlichsten traf war die Mitteilung über die Rehabilitierung des Vaters wegen Nichtvorhandenseins des Strafbestandes eines Verbrechens.

Die Mutter begab sich nach Frunze zurück und begann sofort mit der Suche nach einer Unterkunft, was damals ein beinahe aussichtsloses Unterfangen war. Es wurden keine Wohnungen gebaut, ausser privaten am Stadtrande. Im Stadtzentrum gab es für die Familie eines Volksfeindes nichts. Nach langem Suchen gelang es, von Zugereisten (die nichts von der Sache wussten. Anm. R.D.) ein Zimmerchen mit einem eigenen Eingang in einem Haus im Umkreis der Stadt zu finden. Sie richtete das Zimmer her, mietete einen Fahrer mit Lastwagen und brachte die Familie an den neuen Ort. Gegen Abend wurden irgendwie Kinderbetten aufgebaut. Die Kinder stellten diese selbst auf und ich frage mich, wie sie in der engen Kammer, zwischen ungeordneten Sachen, einschlafen konnten.

Am Morgen schlief ich aus, auch Olja schlief noch, als Mama und die Grossmutter schon weg waren. Ich lief in den unbekanntem Hof hinaus und sah mich um. Gegenüber unserer Türe standen ein kleiner Stuhl und eine Bank, daneben einige Aprikosenbäume. Ich konnte mich mit dem neuen Aufenthaltsort noch nicht anfreunden,

14 als schon Mama kam. Sie war mit der Grossmutter zum Bazar gegangen, so nennt man in Zentralasien den Markt. Dort verloren sie einander, Mama kam vor war vor der Grossmutter zurück. Zu sagen ist, dass es keinerlei öffentliche Transportmittel gab, wie gross auch die Entfernung war, alle gingen zu Fuss, die Sachen beförderte man auf einem Leiterwagen oder auf zweirädrigen Karren, der besonders für die armen Familien zum unentbehrlichen Inventar gehörte. Automobile erschienen als Wunder, besonders die leichten (gemeint sind die PKW, LKW waren verbreiteter. Anm. R.D.), sie zu sehen liefen wir vom Kindergarten in alle Richtungen. Es waren ausschliesslich Dienstfahrzeuge und fuhren im Allgemeinen nur im Zentrum, auf guten Strassen, nicht auf Asphalt, den gab es in Frunze nicht, sondern auf Kopfsteinpflaster.

Mama wird abgeführt

Wahrscheinlich beschloss Mama, dass es an der Zeit war, sich selbst mit den Kindern zu befassen. Sie setzte mich in den Kinderstuhl, legte ein Zeichnungsheft vor mich hin und schlug vor, ich solle etwas darstellen. Das war eine meine Kräfte übersteigende Aufgabe, auch danach. Es fehlt mir ganz einfach die Fähigkeit zu dieser Kunstrichtung. Aber ich wollte die Mutter mit meiner Ungeschicktheit nicht

verärgern, da hörten wir beide ein für eine Strasse am Stadtrand ungewöhnliches Geräusch, jenes eines leichten Kraftwagens. Das war ungewöhnlich und erschreckend, Mama verstand, wozu dieses Auto kam, ihre Angst übertrug sich auf mich. Wir erstarrten, nicht umsonst. Das Auto hielt vor dem Tor an und ein Mann schritt auf das Haus zu, unter der Tür erschien der Kopf eines Mannes mit einer Schirmmütze, die jedermann kannte, des NKWD (Abkürzung von Innenministerium, Anm.R.D.). Man sollte Mama in jenem Augenblick sehen (oder besser nicht), sie knickte ein, ich kann nur sagen wie ein verletzter Vogel. Sie verstand vollkommen, dass das, was geschah, unabwendbar war, sie lief von mir weg zu Olja, die noch schlief, voll Verzweiflung, dass die Grossmutter nicht da war, um noch einige Worte mit ihr zu sprechen, sie liess ihre kleinen Töchter einer wie sie hilflosen Frau zurück. Da sagte der Mann, der mit dem Wagen gekommen war, ohne in den Hof einzutreten: „Wir holen Sie ab, Nadežda Ivanova“. Ich nehme an sie hoffte es sei ein Missverständnis, glaubte, dass sie hierher zurückkehren würde, und, vielleicht aus schlichter Abergläubigkeit, oder weil man sie schon antrieb, nahm sie nichts mit, ausser der Handtasche mit einer geringen Summe Geld. Und aus meinen Augen verschwand eine junge (sie war 27 Jahre alt), hübsche Frau, in Schuhen mit hohen Absätzen und einem leichten, sommerlichen Kleid aus lilafarbigem, getupftem Satinstoff. So erinnere ich mich an sie, und so die ganzen neun Jahre, als sie nicht bei uns war. Es scheint, dass diesen Leuten die Fähigkeit zum Mitgefühl fehlte, dem Auto, mit dem man die Mutter abführte, kam die Grossmutter auf dem Rückweg vom Markt entgegen und Mama bat man möge ihr erlauben, sich zu verabschieden. Der Fahrer

- 15 bremste ab. Die Strasse neben dem Fussweg, auf dem die Grossmutter herankam, war durch einen grossen Kanal abgetrennt, sie konnten nicht aufeinander zugehen und die Mutter schrie, wie um das Schicksal zu beschwören „Beunruhige dich nicht, ich komme bald zurück“. Die Grossmutter verstand alles, nur Gott weiss, wie sie nach Hause zu gehen vermochte, wo die Enkel und die Sorge darum sie erwarteten, wie weiterleben und was zu tun sei.

Für uns begann ein völlig anderes Leben. Grossmutter konnte sich mit niemand beraten, selbst mit den Nachbarn vermochten wir uns nicht bekannt zu machen, und Freunde und Bekannte ereilte das gleiche Los. Grossmutter weinte, wir schauten sie an und waren uns nicht bewusst, was mit uns geschah. Das Wichtigste aber war, niemand wusste, was nun zu tun war. Das legten uns Nachbarn nahe, die beratschlagten und beschlossen, uns im Unglück mit der notwendigsten Hilfe

beizustehen. Sie fühlten mit der Grossmutter, versicherten ihr, dass sie sich an sie um Hilfe wenden könne und sahen voraus, dass binnen Kurzem die NKWD Leute zu einer Hausdurchsuchung kommen würden. Die Nachbarn waren nur einfache Frauen, ehemalige Bäuerinnen, erst vor kurzem aus dem Dorf in die Stadt gekommen. Und gerade sie schlugen der Grossmutter, die keinen Gedanken zu fassen vermochte, eine ungewöhnliche Operation vor, die wertvollen Sachen zu ihnen zur Aufbewahrung zu bringen, und wenn die NKWD Leute wieder abgezogen seien, die Sachen zurückzugeben. Nach einigem Nachdenken willigte die Grossmutter ein, die Frauen trugen aus unserem Kämmerchen die teuren Sachen weg, Teppiche, Stoffresten, Kleider, Papas Jagdgewehr, neue Bettwäsche und selbst das Grammophon. Grossmutter's Denken war einfach, die Leute werden dies und jenes verkaufen, aber immer noch besser, dass sie die Sachen nehmen. Zur Hausdurchsuchung kamen sie wirklich, durchsuchten alles und nahmen uns von dem, was noch da war, das Beste weg, natürlich auch alle Männersachen. Ich staune noch über das Inventar der beschlagnahmten Dinge, das erstellt wurde: Vier Paar neue Männerhosen-träger, 6 Paar gebrauchte usw. Wozu sollten sie ihnen dienen? Das Inventar bewahrten wir lange Zeit auf und als wir uns, in den 1990er Jahren entschieden einen Antrag auf Rückerstattung der ungesetzlichen Wegnahme, bei der ungesetzlichen Festnahme, zu stellen, riet man wir sollten uns an die kasachische Regierung wenden. Von dort antwortete man uns, dass man mit Russland keinen Vertrag in dieser Sache habe und dass man nicht gesonnen sei, den Familien der Unterdrückten (das ist der Ausdruck für die Verfolgten und Getöteten. Anm. R.D.), auch wenn sie rehabilitiert worden sein, das Eigentum zurückzugeben.

Das Wichtigste und Bemerkenswerteste war, dass in der Dunkelheit, als die NKWD Leute abgezogen waren, die Nachbarinnen uns die Dinge zurückbrachten. Das war für mich der Beweis menschlicher, uneigennütziger Güte. Später traf ich noch oft herrliche Menschen mit Haltung, sie sind für den Mensch schlicht unentbehrlich, anders könnte man in dieser Welt gar nicht leben. Ich denke, dass die Grossmutter in jener Nacht nicht schlief, aber am Morgen musste sie sich um die unentweichlichen Anliegen kümmern, die Enkel ernähren, entscheiden, was zu tun sei usw. Wie Mama, versuchte sie als Erstes sich von der Tochter zu verabschieden. Aber wie sie es auch versuchte, es gelang nicht, vermutlich vor allem aus Unerfahrenheit und mangels praktischen Sinnes, man liess sie nicht zu. Und als sie vollends in Verzweiflung geraten war, kam eine unbekannte Frau mit einer Notiz zu uns. Mama war es irgendwie gelungen mit einem Menschen bekannt zu werden,

der mit seiner Familie frei verkehren konnte, er versprach Hilfe, wieder völlig uneigennützig. Mama schrieb, dass wir dieser Frau vertrauen sollten, sie würde uns mit ihrem Sohne helfen, sie beabsichtigten Frunze zu verlassen so bald die Nachricht eintreffe, dass die Kinder ins Kinderheim verbracht würden. Für die Grossmutter war das gleichbedeutend mit dem Tod, sie dachte nicht im Traume daran, sich von den Enkelinnen zu trennen, das Kinderheim stellte sie sich als etwas Schreckliches vor. So mussten wir uns für die Strasse entscheiden.

Der Brillant, der Hund Flaj und Taras Ivanovič

Vorerst muss ich die wunderbare und schöne Geschichte erzählen, die sich vor unserer Abreise abspielte.

Vorerst aber muss ich in die kürzliche Vergangenheit zurückkehren.

Auf der Suche nach einer Wohnung, als die Mutter in ihr zerstörtes Leben zurückkehrte, beschloss sie sich an meine Deutschlehrerin, Jadvig Adolfovna in der Hoffnung zu wenden, dass sie sie nicht zurückweisen und vielleicht gar helfen würde. Sie lebte am Ostrand der Stadt in einem kleinen Lehmziegelhäuschen für die Armen, zu zweit, mit dem Mann. Mama nahm mich mit. Die Eheleute begrüßten uns freundlich und luden uns in ihre winzige Wohnung ein. Mama erzählte der Hausfrau ausführlich über unser Unglück, der Mann führte mich in den schon herbstlichen Garten, es war Oktober, und bewirtete mich mit den übriggebliebenen Aprikosen und Pflaumen. Danach kehrten wir ins Haus zurück, Mama war im Begriff sich zu verabschieden, als sie plötzlich bemerkte, dass der Brillant aus ihrem Fingerring herausfiel. Alle suchten, krochen auf dem Boden herum, mich schubsten sie unter den Diwan, hoffend, dass er dorthin gerollt sei. Umsonst! Der Brillant war nirgends. Mama dachte, dass dies eine Kleinigkeit sei im Vergleich zu dem, was uns widerfahren war, beschwichtigte die guten Leute und schlussfolgerte, dass sie den Stein irgendwo anders verloren, es aber nicht bemerkt hatte. Wir gingen weg. Auch zu Hause war der Brillant nicht zu finden, aber was geschah geschah eben.

Nun machten wir uns auf den Weg, Grossmutter zog einige Erkundigungen ein. Zum Schluss beschloss sie, unseren alten Freund und Hausmeister, Taras Ivanovič, zu besuchen und ihn zu bitten, sich in dieser schwierigen Stunde sich von uns nicht abzuwenden. Er konnte vielleicht helfen, aber er war sofort entlassen worden mit dem Verbot, sich auf dem Gelände der Einrichtung wieder zu zeigen und er verschwand buchstäblich aus unserem Gesichtsfeld.

17 Ich denke, vielleicht zu Unrecht, dass auch er in Gefahr schwebte, verhaftet zu werden. Es ist mir unverständlich wie er, ein Ukrainer im vorgerückten Alter, sich im von seiner Heimat weit entfernten Kirgisien aufhielt. Nie und niemand, auch er nicht, sprach je von seiner Familie, nicht einmal über entfernt Verwandte. Unser Vater sagte Taras Ivanovič, ein einsamer Mensch, könne nirgends leben und habe deshalb beschlossen, sich im Dienstgebäude niederzulassen. Für die Arbeit war das natürlich sehr praktisch, er war immer da, zu Tage und zu Nacht, und half jedermann, auch der Grossmutter. Er war ein einfacher, wortkarger Mensch. Mich liebte er, lud mich auf sein Zimmerchen ein und bewirtete mich dem Köstlichsten das es, nach seiner Meinung, bei uns nicht gab. So war es in Wirklichkeit aber nicht. Mit seinem Schustermesser schnitt er eine grosse Scheibe tiefschwarzen Brotes ab und bestrich es mit geschmolzener Butter, das er in einer mit einem Papierstöpsel verschlossenen Wodkaflasche hinter dem Ofen aufbewahrte. Das war wirklich schmackhaft! Einst, an meinem Geburtstag, lud er mich in den Laden ein und schlug vor alles zu kaufen, wonach mich gelüste. Ich war entzückt, nie hatte jemand solche Geschenke gemacht. Ich las eine grosse Brosche mit einer eisernen Einfassung aus, in deren Mitte zwei tiefrote Kirschen glänzten. Und nun beschloss die Grossmutter, Taras Ivanovič aufzusuchen und beklagte dessen Schicksal da er, wie wir längst wussten, nirgendwohin gehen konnte. Ich weiss nicht, bei wem Grossmutter sich erkundigte, von wem sie erfuhr, wo er zu finden sei. Am Tage vor unserer Abreise gingen wir zu ihm, um uns zu verabschieden. Dieser letzte Tag war wie ein einziges Wunder, wenn auch ein nicht besonders gutes.

Unser Weg führte uns durch die Eichenallee, die schönste des städtischen Parks. Früher, in den guten Zeiten, spazierten wir dort oft. Aber dieses Mal konnten wir nicht unter das Schutzdach der schattenreichen Eichen treten, da uns ein Hund verfolgte. Er bellte laut, sprang an mir hoch und beleckte mein Gesicht. Die Grossmutter erkannte als erste Papas langohrigen, schwarz und weiss getupften Lieblingsjagdhund. Man nannte ihn Flaj. Ich erkannte in nun auch, umarmte und liebkosete ihn. Aber unser schönes und unerwartetes Wiedersehen wurde durch einen scharfen Anruf unterbrochen: „Flaj, komm zurück!“. Der neue Herr kam auf uns zu, er wollte seinem Hund solche Erinnerungen nicht zugestehen. Offenbar hatte Mama, die nicht wusste, was mit diesem wundervollen Hund zu tun sei, ihn notgedrungen verkauft. Ich weiss nicht, ob es ein männlicher oder weiblicher Hund war. Der neue Meister, uns unbekannt, war sehr verärgert und zerrte Flaj, welcher um sich sah, winselte und bellte, kräftig am Halsband. Dieses

18 Vorkommnis rührte Grossmutter und mich zu Tränen. Sie erinnerte sich natürlich an Grischa (Oljas Vater Grigorij Anm. R.D.) und unser ganzes zerrüttetes Leben, mir tat der Hund leid, in meinen Ohren tönte noch lange sein Winseln, mit welcher er sich von uns verabschiedete. Uns rief der lange Weg, den nur die Grossmutter kannte. Wir gingen vom nördlichen Teil der Stadt, wo sich unsere Unterkunft befand, in den südlichen. Dort erstreckte die Stadt sich zum Flüsschen Lebedinovka, das dahinfloss, mit Stellen, die man nicht überqueren konnte, und mit seichten Orten, an denen man, auf Steinen hüpfend, auf die andere Seite gelangen konnte. Der Fluss floss unter einem kleinen Berg dahin, und gerade auf diesen Berg zu gingen wir.

Berg der Not (im Russischen ein Wortspiel: Gora gorja. Anm. R.D.)

Was wir sahen, entzieht sich jeder Beschreibung, in jeder Hinsicht, wirklich, ich kann mit Worten meinen Eindruck von der Behausung von Taras Ivanovič nicht wiedergeben. Es zeigte sich, dass er auf diesem Berge lebte, genauer, in einer Höhle, die er sich gegraben hatte. Er war nicht allein. Der ganze Abhang bis hinunter zum Fluss war durchwühlt von Höhlenwohnungen, in welchen nicht Tiere, sondern Menschen hausten! Taras Ivanovič sah unsere komischen, bekannten Gestalten von Weitem, kam uns zur Begrüssung entgegen und führte uns zu seiner Behausung. Ich übertreibe nicht, das war eine wirkliche Höhle nur für Menschen. Wände, Boden und Decke waren alle erdig und schwarz, die Tür mit einem Lumpen verhängt, und für Licht und Luft war in der Aussenwand eine unförmige Öffnung. In dieser Wohnung, wenn man überhaupt so sagen kann, war aus Kisten eine Liege zusammengesteckt, das einzige Möbel des Alten. Das Äussere von Taras war niederschmetternd, ich kann mir nicht vorstellen, wie er lebte, von welchen Mitteln, womit er sich ernährte. Solche Fragen stellten sich mir erst viel später, jetzt war ich nur über das, was ich sah, verblüfft. Grossmutter brachte ihm Kuchen, (wie konnte sie das wissen! aber vielleicht hatte sie es gewusst). Weder Wasser noch Abort, für all das musste man zum Fluss hinunter steigen, das war weit, auf steilen, engen Fusswegen, angelegt von Höhle zu Höhle, genau so ärmlich, wie jene von Taras. In der Stadt nannte man diesen Ort „Festung“. Ich wüsste gerne, ob von davon bis in unsere Zeit irgendwelche Spuren übrig geblieben sind. Die Alten unterhielten sich eine wenig, weinten und trennten sich für immer.

Gegen Abend kehrten wir durch die Eichenallee nach Hause zurück. Es war ein wundervoller Tag, es schien, als würde er nicht enden, da rief uns irgendeine Frau an. Als wir anhielten, warf sich auf uns, umarmte und küsste uns, warf sich auf den Boden,

19 sie hatte uns schon seit vielen Tagen gesucht und uns dank sei Gott, zufälligerweise, nun getroffen. Es war Jadviga Adol'fovna. Sie hatte einige Tage nach unserem Wegzug eines Tages plötzlich etwas im Sonnenlichte funkeln gesehen, der Brillant war durch eine Ritze im Boden hindurch gefallen. Deshalb hatten wir ihn nicht finden können, es war abends, keine Sonne. Die Eheleute hoben das Bodenbrett und holten den unheilbringenden Stein hervor. Nun ging es darum, ihn der Eigentümerin zurückzugeben, aber niemand wusste zu sagen, wohin wir umgezogen waren. Und nun dieses zufällige Treffen. Immer auf einen Zufall hoffend trug Jadviga Adol'fovna den Stein bei sich und nun konnte sie uns ihn feierlich überreichen.

Wir weinten erneut, zusammen mit ihr, verabschiedeten uns, wie von Flaj, wie von Taras Ivanovič. Und dann zur Stadt hinaus. Das letzte Mal verschlug es mich vor 20 Jahren in diese Stadt, 1961. Nun stand uns eine lange Reise nach Russland, nach Balašov, bevor. (nach Russland, weil sie in Kirgisien waren. Anm. R.D.)

Die Geschichten Mamas

Bevor ich über unsere Erlebnisse in der Stadt Balašov berichten möchte ich davon erzählen, woran sie Mama erinnerte, als sie aus der Verbannung zurückkam. Sie erinnerte sich ungern und nur selten, aber einige ihrer Geschichten drangen in mein Gedächtnis ein.

Erste Geschichte: Weggenossen

Durch die beunruhigenden Telegramme entschloss sich Mutter endlich, nach Frunze zurückzureisen, ohne die Kurse zu beenden, trotz der Versuche von Vaters Studienkollegen, sie bis zum Abschluss zurückzuhalten, es fehlten nur noch zwei Wochen. Die Fahrkarte kaufte sie im letzten Augenblick und in das Abteil begab sie sich, als die Mitreisenden sich schon eingerichtet hatten. Es waren zwei Männer, der eine, mittleren Alters, wirkte wichtig, Respekt einflössend, der zweite war ein sehr junges sympathisches Bürschchen. Sehr zuvorkommend verliessen sie das Abteil und gaben der Mutter Gelegenheit, sich umzuziehen und für die weite Reise vorzubereiten. Sie selbst waren sportlich gekleidet. Bald fand sich Mama im Mittelpunkt des Interesses beider Männer. Wie es auf einer Reise oft vorkommt, unterhielt man sich seine Sorgen. Der ältere Reisegefährte sprach einen Satz aus, den Mama sehr bald als wahr erkennen sollte. Er fragte sie: „Glauben Sie wirklich, dass ihr Mann krank ist und wollen Sie nicht in Betracht ziehen, dass es etwas anderes

sein könnte?“. Aber Mama vermochte das nicht zu erfassen. Bei Gesprächen, Kartenspielen und anderen Reisebeschäftigungen erreichten sie Frunze. Die Reisegefährten gaben Mama Gelegenheit, sich als erste zum Aussteigen bereit zu machen, danach zogen sie sich um. Die Männer verliessen das Abteil in einer Weise, die in Mama eine unbestimmte Angst aufsteigen liess: der ältere war in die NKWD Uniform gekleidet, offensichtlich

20 hohen Ranges, der jüngere nur in einer einfachen Soldatenuniform, eher noch dachte die Mutter an einen Adjutanten. Sie verliessen den Wagen als erste, aber nach einigen Sekunden kam der jüngere zurück, angeblich wegen eines vergessenen Kofferchens (er lag tatsächlich auf dem zweiten Gestell), steckte Mama ein Papierchen zu und flüsterte „Nützlich“. Sie dachte es sei eine Andeutung auf ein Wiedersehen, denn auf der Notiz war eine Telefon Nr. und ein Vorname. Mutter mass dem keinerlei Bedeutung bei, mechanisch steckte sie den Zettel in die Aussentasche der Damenhandtasche, die sie gerade an der Hand trug, als sie sich zum Aussteigen bereit machte. Als sie kurz danach den Hof unseres Hauses betrat, erinnerte sie sich an die Worte des NKWD Mannes.

Zweite Geschichte. "Vor Bettelsack und Gefängnis kann sich keiner schützen"(Ni ot sumy, ni ot tjur'my ne zarekajsja". Russisches Sprichwort: "sag nie "nie". Anm. R.D.)

Dachte meine eigensinnige, stolze (echte Kasachin) Mama überhaupt daran, dass es ihr beschieden war ins Gefängnis zu kommen? Aber genau das geschah. Das, was allen an jenem Tage Verhafteten als erstes bevorstand war in einem grossen Zimmer eingeschlossen zu werden, wo es kaum Sitzgelegenheiten gab. Als man sie hineinstiess sassen einige, die es nicht aushalten konnten, bereits auf dem schmutzigen Boden. Ein unerträglicher Lärm füllte den Raum, Empörung, Weinen, man besprach das Vorgefallene. Irgendwo klagte eine Frau und bat den Arzt zu rufen. Die Leute gingen zu ihr, aber niemand vermochte ihr zu helfen. Sie hatten keine Arznei dabei, wussten selbst auch nicht, was mit ihnen vorhatte. Es waren innere Schmerzen, ähnlich wie bei einer Magenentzündung, vielleicht eine Blinddarmentzündung. Alle gingen abwechslungsweise zur Tür und polterten dagegen, baten den Arzt zu holen, oder die Frau ins Sanitätszimmer zu bringen, aber niemand beeilte sich zu helfen. Das Stöhnen wurde immer lauter, die Qual unerträglicher. Medizinische Mitarbeiter, die sich dort befanden, diagnostizierten einen Magendurchbruch. Auf die Schläge gab weiterhin niemand eine Antwort. Spürend, dass nie-

mand sie retten konnte, dass ihr das Ende bevorsteht, schrie die Unglückliche laut den Namen ihrer Tochter, damit man ihr berichten könne. Mama erinnerte sich ihres Namens bis zu ihrem eigenen Tod – Jeliza Bajl`.

Hat Jeliza vom schrecklichen Tod ihrer Mutter wohl erfahren?

Dritte Geschichte. Verbrecher und politische Gefangene

(Anm. R.D.: in der SU galten Verbrecher als Opfer der vorrevolutionären Gesellschaft, ihnen musste man helfen, sie konnten durch Umerziehung auf den guten Weg gebracht werden. Anders dachte man über die politischen Gefangenen – d.h. jene, die sich gegen die neue sowjetische Ideologie wandten, oder dessen verdächtigt wurden – sie waren nicht belehrbar, deshalb den härtesten Strafen ausgesetzt, ja wie Ungeziefer (dieses Wort fand Eingang in den allgemeinen Sprachgebrauch) auszurotten.) Am Ende wurde sie auf verschiedene Zimmer aufgeteilt. Mama kam zu den Verbrechern. Es waren ihrer viele. Ihr Platz war gerade neben der Zimmerältesten, die sofort mit ihrem Verhör begann. Wer ist sie, was und woher? Es gab nichts zu sagen, Mama

21 hatte man ohne irgendwelche Anschuldigungen und Urteil festgenommen, Gerichtsverhandlungen gab es während ihrer ganzen Gefangenschaft nie. Zu ihrer Verwunderung benahm sich die Verbrecherin gegenüber Mama wohlwollend, sie sass zu ihr und begann über sich zu erzählen. Während sie sprach, weinte Mama unaufhörlich, über die zurückgelassenen Kinder, über ihren Mann, über die zwei zerstörten Leben und konnte sich einfach nicht vorstellen, weshalb ihnen all das angetan wurde. Da sie keine Wäsche bei sich hatte, schlug die Verbrecherin vor sie wolle sich mit der Aufseherin im Gefängnisladen beraten. Das war das erste Glück in dieser schrecklichen Lage. Der Verkäufer, selbst ein Gefangener und für den Gefängnisladen verantwortlich, wandte seine Aufmerksamkeit der hübschen, weinenden Mama zu. Als er ihre Geschichte hörte, versprach er Hilfe. Und er half! Er sandte der Grossmutter durch seine Frau mit einem Auto eine Notiz von ihrer Tochter. Die Frau wiederum bat die Grossmutter ihrer zwei etwa 16-17 Jahre alten Söhne um Hilfe. Sie brachten uns in ihren Garten, danach kauften sie uns eine Fahrkarte nach Balašov, halfen die Sachen zusammenpacken und führten uns mit unseren Habseligkeiten zum Zug.

Ich werde sie nie vergessen.

Offensichtlich weckte Mama bei den Leuten gute Gefühle. Ungeachtet der mehr oder weniger leidlichen Umstände in der Zelle, versprach ihr die Aufseherin, sie in

eine andere zu verlegen, wo es ihr wohler sein werde. Und wirklich, schon bald befand sie Mama in einem kleinen Raum, wo sich bereits zwei Häftlinge befanden. Diese begrüßten die neue Nachbarin höflich. Als sie erfuhren, dass sie wegen des Mannes, d.h. wegen einer politischen Sache da war, erzählten sie ihr, dass sie genau aus jenem Lager seien. Sie waren Revolutionärinnen geworden, kaum hatten sie in den zaristischen Zuchthäusern abgeübt. Die Polithäftlinge, in einem Wort die Kämpferinnen für die Errichtung einer gerechten Macht, litten nun durch den Willen ihrer Partei-Mitstreiter. Tief gekränkt ertrugen sie, ungeachtet ihres Alters, stoisch die Entbehrungen der Haft. Sie beruhigten Mama, erzählten ihr Erlebnisse aus dem eigenen Leben, versuchten ihr Interesse für die Politik beizubringen, überzeugten, dass ihre Haft ein Fehler war, dessen sich die „Kameraden“ bald bewusst würden. Mamas Gemüt taute in dieser Gesellschaft auf, ihr eigenes Unglück und Entbehrungen schienen ihr doch leichter und nur vorübergehend. Wenn sie gewusst hätte, welche Kette von Überraschungen ihr das Schicksal noch bereiten würde.

Der November kam heran, im Raum war es unerträglich kalt. Mamas Lage schien beinahe ausweglos. Warme Wäsche hatte sie nicht bei sich, überhaupt nichts. Das, was man Kleider nannte, wärmte überhaupt nicht. Ihre erfahrenen, älteren Nachbarinnen besaßen so etwas wie eine Decke. Da entsann sich Mama plötzlich jenes Papierchens, des ihr der junge Reisegefährte zugesteckt hatte. Durch einen kleinen Ladendieb konnte sie Grossmutter ausrichten lassen, ihn anzurufen. Er solle fragen und ihn bitten, wenn es eine Möglichkeit gäbe, zu helfen ihr in die Zelle warme Sachen bringen zu lassen. Als dann Grossmutter ihn anrief, stimmte dieser ihr ohne viele Worte zu, verbot ihr aber gleichzeitig, noch einmal anzurufen

22 Er nannte einen Treffpunkt in einer abgelegenen Ecke, Grossmutter übergab ihm einen schweren Koffer mit warmen Sachen: Mantel, Schuhe und meine Decke aus Daunenfedern. Erstaunlich, alles wurde Mutter zugestellt, sie dienten ihr an all den schrecklichen Orten, an die es sie verschlug.

An einem nassen Tag wurde die Zellentüre geöffnet und die Aufseherin stiess mit dem Fuss Mama den Koffer zu. Mama Freude war grenzenlos. Deshalb nahm sie nicht wahr, wie die Nachbarinnen sie misstrauisch beäugten, ihnen gefielen die öfteren Besuche im Gefängnisladen schon lange nicht, es erschien unwahrscheinlich, dass der Verkäufer einfach so Notizen nach Hause durchliess. Und nun gar ein ganzer Koffer voll warmer Sachen! Das sah geradezu verdächtig aus, Ma-

mas Erklärungen tönnten nicht überzeugend. Die Atmosphäre in der Zelle wurde immer frostiger, Mama machte das sehr missmutig.

Bald wurde mitgeteilt, dass sie auf einen Sträflingstransport komme. Mit diesem unheilbringenden Koffer verliess sie die Zelle, sich mehr als kalt verabschiedend. Man führte alle, unbekannt wie immer, zu den Güterwagen, und ebenso unbekannt wie immer wohin die Reise führe. Es war Novosibirsk, in das dortige Durchgangsgefängnis, sie kamen spät nachts an. Auf dem grossen Exerzierplatz liess man sie an einer Reihe antreten, es begannen der endlose Namensaufruf, die Abgabe der persönlichen Sachen und der Übertritt auf die Seite der bereits Aufgerufenen. Als sie bei Mamas Familiennamen angelangt waren, gab es eine Stockung, man stellte sie in die vorherige Reihe zurück. Als alles beendet war, brachte man sie mit Begleitung zu Fuss zum Bahnhof und von dort wurde sie zurückgesandt, weil sie sie ohne Begleitpapiere angekommen war.

Unter den verwunderten Blicken der ehrenwerten Zuchthäuslerinnen tauchte die alte Nachbarin wieder auf. Was sie darüber dachten lässt sich nur erraten. Sie beschlossen sie zu meiden. Mama erinnerte sich an diesen Abschnitt ihres Lebens als einer ihrer schwierigsten. Zum Glück rief man sie erneut zum Transport auf. Es war erneut Mittelasien, zuerst Akmolinsk (heute Astana, Hauptstadt Kasachstans. Anm. R.D.), danach Karaganda.

Vierte Geschichte. Alžir und Žanna-Arki (=Jeanne d'Arc Anm. R.D.)

In den Akmolinsker Lagern verblieb sie nicht lange, dort gab es sehr viele Frauen, aus allen Enden des Landes. Manche sahen überaus exotisch aus, in Abendkleidern, in Schuhen mit hohen Absätzen,

23 mit manikürten Händen. Unter ihnen befanden sich keine Bekannten. Man quartierte sie in Holzbaracken ein, mit langen Bänken entlang den Wänden, in der Mitte standen viele Tische, wie sich zeigte, nicht grundlos. Am ersten Tag wurden alle gefragt, ob sie nähen können. Mama konnte es und fand sich hinter den Tischen wieder. Man stattete alle mit Nadeln, Faden und bescheidenen Materialien aus. Sie mussten stundenlang nähen, unterbrochen nur für die Essenspausen. Genäht wurde für den Verkauf von Tischdecken, Läufern, Servietten und Divankissen. Die Frauen brachten einander verschiedene Näharten bei, und später lehrte Mama Olja und mich den „Rišel'e Stickstil (vermutlich nach Kardinal Richelieu benannte Kleiderverzierung, damals als sehr modisch betrachtet. Anm. R.D.) und den Rokoko Stil, den durchbrochenen Stil, das Sticken und den Kunststil, sie häkelten Kragen und

Manschetten. All das ging in den staatlichen Verkauf. In der Baracke dieser Arbeit zugeteilt zu werden erwies sich als Glücksfall. Traurig war hier die Haft für andere, Frauen von Leitern, Schriftstellerinnen, Artistinnen, Angestellten, ihnen fielen die schmutzigsten Arbeiten zu. Auch tragische Fälle gab es, im Sommer wurden einige zum Mähen befohlen, nicht wenige Sehnen wurden durch die scharfen Sensen durchschnitten. Viele Frauen erwiesen sich als für solche schwere und ungewohnte Arbeiten unfähig.

Im Sommer wurde der Häftlingsteil, unter dem sich Mama befand, unerwartet an einen anderen Ort verlegt. Man verbrachte sie in die bare Steppe in ein grosses, mit Stacheldraht eingezäuntes Gelände und sagte ihnen: „Hier werdet ihr nun leben, richtet euch ein“. Diese Stadtfrauen begannen damit, Erdhütten zu bauen, danach aber errichtete man Holzbaracken für sie, die selbst auszustatten hatten mit Essraum, Küche, Sanitätszimmer, Wäscherei, Gestellen, Pferchen für die Schafe (ich weiss nicht mehr, woher diese kamen). Allein, ohne Männer, verrichteten sie jeden Tag das Unmögliche. Auf diese Weise verbrachte Mama acht Jahre in der Steppe in dieser selbstgebauten Siedlung, die wir in unseren Briefen Jeanne-Arc nannten. Oft stellte ich mir Jeanne-Arc vor, viele Male war ich danach in Kasachstan, aber an den Ort zu gelangen und mir die Sache anzusehen ergab sich nicht.

An diesem Orte traf Mama viele Bekannte, wahre Freundinnen, mit denen sie beinahe familiäre Beziehungen unterhielt, schloss auch uns in diesen Kreis ein. Als Mama in die Gegend Moskaus eingewiesen wurde, kamen die Freundinnen stets bei ihr zusammen, dazwischen blieben sie brieflich miteinander in Verbindung. Langsam kehrten sie in die Welt zurück, aber als andere, sie trugen in sich die Lebenserfahrung und die Erinnerung an Ereignisse, die dank sei Gott nur wenigen zuteil werden.

24 **Dies und jenes aus anderen Geschichten**

Ich erinnere mich noch an einiges, aber nicht an Geschichten, sondern an einzelne Eindrücke.

Der erste Mann, den sie nach vielen Jahren sahen, war der Leiter der Kolonie mit dem Familiennamen Fadeev. Ich schrieb ihm in jener Zeit Briefe mit der Bitte, seinen Entscheid über die Festhaltung der Mutter zu überprüfen. Es ging darum, dass es nach dem Kriege den Leitern freigestellt wurde nach eigenem Gutdünken über die Freilassung zu entscheiden. Wie man mir erklärte wurde das „Entscheid bezüglich der Dauer der Einschränkung“ genannt. Ich weiss nicht, ob ihn meine

Briefe bewegten, wohl eher nicht, aber die Dauer wurde verkürzt, sie hatte nur noch ein Jahr zu bleiben.

Danach sandte man ihnen in die Kolonie, aus unverständlichen Gründen, einen Gefangenen, einen bekannten Moskauer Arzt, den bejahrten Professor Gurvič. Nach seiner Freilassung war er Chefarzt in einem der Sanatorien im Umkreis von Moskau und einer der ersten in der zweiten Welle der grundlos erneut Verhafteten.

Ich erinnere mich noch an meine Verwunderung darüber, dass ich keinen einzigen aus dem GULAG zurückgekehrten Menschen angetroffen habe, der entüstet war oder Rache üben wollte. Die früheren Parteigängerinnen hatten den Glauben an die Partei nicht verloren. Was mich besonders verblüffte war, dass sie, die Frauen von Volksfeinden, in der Gefangenschaft alle sowjetischen Feiertage begingen, beteiligten sich an Bestarbeiterschichten und den herbstlichen Sportgelandeläufen. Und für alle diese langen Jahre gab es nach der Entlassung keine Argumentation über die Politik. Die Leute kamen ziemlich schnell mit den Verhältnissen zurecht, verfolgten alles, was sich in der Welt zutrug, lasen viel, gingen zu den Vernissagen, Konzerten und Aufführungen. Alle bekamen eine Arbeit.

Aber ich erinnerte mich an die panische Angst, die sich unserer Familie bemächtigte, als die Wiederverhaftungen begannen. Mama erhielt von Freunden Briefe, die sie darüber orientierten. Dagegen gab es keinen Schutz, man konnte nur warten. War es ein Glück, oder einfach eine Tatsache, dass Mama nicht in einem Staatsunternehmen, sondern in einer Poliklinik der Eisenbahn arbeitete, dass das Schicksal sich ihrer erbarmte und niemand sie aufregte.

Nun ist unbedingt etwas über die Beschützerin Mamas, Jesfira Josifovna, zu sagen.

25 **Fünfte Geschichte. Die erneuten Verhaftungen der 1940er Jahre. Jesfira Josifovna und Nikolaj Ivanovič**

Jesfira, Fira, wie die Mutter sie nannte, war es, die mich auf die Idee brachte Fadeev, dem Leiter der Kolonie in Dolinsk, unter dessen Zuständigkeit sich Jeanne-Arc befand, Briefe zu schreiben um ihn dazu zu bewegen die Inhaftierte Nadežda Sorokoumova zu entlassen und zu ihren zwei Töchterchen zurückkehren zu lassen. Ich wurde mit ihr erst viel später bekannt, bei Mama in Bolšev im Kreis Moskau, im Jahre 1954.

Zusammen mit meiner Mutter führten sie ein sehr ärmliches Leben in Kasachstan, im Karlager, in Jeanne- Arc, als sie mit anderen in die von Stacheldraht umzäunte Steppe gerieten. Zusammen gestalteten sie ihren Alltag: Mama die Krankenstation, Fira den Abklatsch einer Apotheke, das Provisorium eines früheren Lebens. Sie freundeten sich an, zu dritt, aber das ist eigentlich unwahr, denn zwischen der dritten Frau und Mama herrschte gegenseitiges Misstrauen. Diese, man sprach sie mit Marianna Gerasimov an, arbeitete als Sanitäterin in der Apotheke, einen eigentlichen Beruf hatte sie nicht. Sie war verschlossen, gar mürrisch, mit den Leuten verkehrte sie kaum. Sie war eine der seltenen, die die ungerechte Verhaftung nicht verzeihen konnten und freudlos das Ende der Haft abwarteten.

Fira wurde vor meiner Mutter entlassen. Sie reiste überstürzt nach Simferopol', wo in der Familie der ältesten Schwester ihre Mutter auf sie wartete. Tagelang sass sie im letzten Jahr von Firas Haft am Fenster. Die Freude schien nicht zu enden, aber sie erwies sich dann als kurz. Die Familie der Schwester wollte nicht, dass sie in ihrem Hause bleibe, es musste etwas unternommen werden um eine Arbeit, ein Haus zu finden. Aber es gelang ihr nicht die Lösung für ihr Weiterleben zu finden.

An einem der nächsten Tage ging Jesfir Josifovna Lebensmittel einkaufen. In Zivil gekleidete Leute kamen auf sie zu und schlugen ihr vor, sie zu begleiten. Nach kurzer Zeit fand sie sich, zusammen mit Dutzenden anderer Leute, im Keller des zentralen Kinotheaters der Stadt wieder, nicht weit von zuhause. Den Hausgenossen irgendetwas mitzuteilen war unmöglich. In der Menge fassungsloser und verwirrter Leute spürte man, das war der Beginn der neuerlichen Verhaftungen. In der Nacht führte man sie zum Bahnhof, erneut wurden sie in Güterwagen verladen und mit unbekanntem Zielort weggeführt, niemand erklärte etwas. Die nächste Station auf dieser Reise war die Anlegestelle an einem grossen Fluss, dem Jenissej, nach dem Verlad in das Flussschiff ging es nach Norden. Von dieser unbekanntem und wie es nun scheint, endlos gewordenen Hoffnungslosigkeit, wurde alles bedeutungslos. Es schmerzte nur der Gedanke an die Mutter, wie geht es ihr, an was dachte sie, wie erfuhr sie es, wie die neue Trennung ertragen? Sie überstand sie nicht,

26 bald nach der zweiten Verhaftung Firas erlag sie einem Herzanfall, und Fira erfuhr lange nichts davon.

Auf dem Schiff waren ihrer 300 Menschen, kein einziger Bekannter, mit niemand konnte man ein Wort wechseln, von ihrer Lage niedergedrückt verschlossen

die Menschen sich, jeder dachte, das dies das Ende sei. Eines Tages kam ein Mann zu Fira und fragte sie: „Sie sind Jesfir’ Josifovna, die Frau des ersten Sekretärs des Kiever Stadtkomitees der Partei?“ Zu diesem Zeitpunkt war der Mann Firas bereits als Volksfeind erschossen. Der Frager hiess Nikolaj Ivanovič Vorotynzev, früherer Rektor der Kiever staatlichen Universität. Er kannte den Mann Firas aus früherer Zeit. So trat im Leben Firas ein Mensch auf, mit dem sie einige Worte wechseln, die Angst und Vermutungen über die weitere Zukunft teilen konnte.

Ihr weiteres Schicksal erwies sich als um einiges bitterer als sich selbst in den düstersten Farben vorgestellt hatten. Man brachte sie nordwärts und setzte sie an einem unbekanntem Ufer aus. Zwischen dem Ufer und der Taiga hatte sich ein ziemlich grosses Dorf eingenistet. Die Begleit-Wachmannschaft schiffte die Leute aus, suchte den Dorfvorsteher und machte ihm klar, dass die Sorge um die Verbannten nun ihm obliege. Sie verliessen den Ort ohne den Unglücklichen irgendetwas erklärt zu haben. Schlecht und recht verteilte man sie auf die Häuser. Der grösste Teil besass weder Dokumente noch die erforderlichen Kleider, das wichtigste aber, es war unbekannt, wie sie leben sollten. Für Lebensmittel musste man natürlich bezahlen, aber Arbeit gab es keine. Einige verdingten sich als Knechte, anderen blieb nur das Sterben, und das taten sie auch. Nach einiger Zeit waren von den 300 nur noch Wenige da. Die Einheimischen des Dorfes, bar jedes Anzeichens von Zivilisation (es gab weder Zeitungen, Radio noch Kirche) waren rau, barsch, unbarmherzig und beschafften sich, faktisch ohne jede Hilfe des Staates, das zum Leben Unabdingbare. Sie wollten in ihre Familiengemeinschaften keine fremden Mäuler aufnehmen (es waren etwa gleichviel Verbannte wie Dörfler), sie fürchteten sich die Herangebrachten nicht zu verstehen, umso mehr als diese von der Landwirtschaft nichts verstanden und körperliche Arbeit ihnen fremd war. Überdies waren durch die zweite Verhaftung alle seelisch zerbrochen.

Obwohl Nikolaj Ivanovič Vorotynzev der Intelligenz angehörte und selbst noch zu dieser Zeit den Rang eines Gelehrten der biologischen Wissenschaften trug, zudem war er Rektor der höchsten ukrainischen Lehranstalt gewesen, war er einer der wenigen, der sich anzupassen, zu leben und Fira zu retten vermochte. Sie verloren den Kopf nicht, sie fühlten sich in ihrer Verzweiflung zu einander hingezogen, ihre Beziehung überzog eine kleine Hoffnung. Nikolaj Ivanovič erwies sich als Schuhmacher, er besohlte die Filzstiefel,

27 flickte anderes Schuhwerk, für die Dorfbewohner nähte er sogar Fussbekleidung aus Reifen. Sein offener, freundlicher Charakter nahm ihn für die Dorfbewohner ein.

Im Frühling und im Sommer erwies er sich bei der Aussat als unersetzlicher Berater. Er legte einen Garten an und pflanzte zusammen mit Fira u.a. Lauch und Kartoffeln an, so lebten sie recht erträglich.

Sie wohnten zusammen, und so ergab es sich, dass sie wie Ehemann und Ehefrau und lebten. Ihre Gefühle waren tief und hell, sie konnten nicht mehr ohne einander sein, sie spürten, dass ihre Liebe das letzte ihnen verbliebene Plätzchen war. Es ist wahr, Nikolaj Ivanovič sagte Fira in einem offenen Gespräch, dass, sollte sich plötzlich das Unwahrscheinliche ereignen und er freigelassen werden, er verpflichtet war zu seiner Familie zurückzukehren, wo seine Frau und zwei Töchter schon viele Jahre auf ihn warten. Sie, die Arme, wusste, dass es so kommen würde, und dass für sie selbst diese Freiheit nur Armut, Einsamkeit und leeres Leben versprach, dass sie den ihr liebsten Menschen verlieren werde.

Und Nikolaj wurde entlassen, als Stalin starb, aber von seinem Tode wussten sie nichts. Eines Tages legt am Ufer erneut ein Lastkahn an, man suchte die Verbannten überall zusammen und erklärte ihnen, dass sie gehen könnten wohin sie wollten. Was bot sich Fira an, wohin konnte sie gehen? Sie erinnerte sich, dass in der Stadt Frunze der Bruder der Mutter lebt und arbeitet, zu ihm zu gehen entschloss sie sich, vielleicht würde er ihr helfen. Nikolaj Ivanovič hiess dies gut und erklärte, dass, sofern man ihr Schwierigkeiten machen würde, er nicht nach Kiev gehe, die Familie wisse ja nach, dass er freigekommen sei.

Der Onkel erwies sich als ein Mann in hoher Stellung, er war stellvertretender Minister der kirgisischen Regierung, zudem ein guter Mensch. Er quartierte Fira in einem kleinen, geschlossenen Städtchen ein, wo man ihr eine Wohnung und Arbeit in der Apotheke zuwies. Es war nicht nötig zur Mutter nach Simferopol zu gehen, der Onkel teilte ihr diese traurige Nachricht mit (d.h. den Tod der Mutter, von dem sie nichts gewusst hatte. Anm. R.D.). Nikolaj Ivanovič musste sich so um seine Liebste keine Sorgen machen, sie hatte eine Wohnung und Arbeit. So kamen die beiden in der Siedlung an, besichtigten die Bude, wo Fira leben würde. Mein Mann und ich besuchten diesen Ort auf unserer ersten Reise nach Kirgisien und sahen die Apotheke an der grossen Strasse, einige Kilometer vom Wohnort entfernt, diese eine winzige Abstellkammer am Ende eines barackenartigen Gebäudes, in der man eine Liege, ein winziges Tischlein und einen Hocker unterbringen konnte. Das alles zimmerte Nikolaj Ivanovič, als er Fira dorthin gebracht hatte. Beim langen, bitteren Abschied sagte er, sie solle ihm nicht schreiben, ich gebe dir die Adresse nicht, störe weder die eigene noch meine Seele.

Firas Leben stand still, sie hatte nicht einmal die Kraft, es zu beenden. Sie war, wie unsere Mutter, noch nicht einmal vierzig Jahre alt. Sie bewahrte die Erinnerung an den Menschen

28 den einzigen – Kolja. (Verkleinerungsform von Nikolaj. Anm. R.D.) Sie begann ihm zu schreiben, zuerst an seine Amtsstelle, dann postlagernd nach Kiev. Sie schrieb jeden Tag, und, welch ein Wunder, die Briefe kamen nicht zurück. Wie viele schrieb sie wohl? Dutzende, Hunderte, anfänglich vermochte sie kaum zu leben. Nach einigen Monaten erschien Nikolaj Ivanovič in der Apotheke, er kehrte für immer zurück.

Nach der zweiten Verhaftung hatte die Familie von Nikolaj es aufgegeben auf ihn zu warten, die Töchter heirateten und die Biografie eines als Volksfeindes und bereits früherer Verhafteten als Vater war nur störend. Die Frau beschäftigte sich mit den Enkeln und begegnete ihm unfreundlich, steckte die Töchter mit ihrer Angst an, ihr Mann könnte der Karriere der Schwiegersöhne hinderlich sein. Ungemütlich war es in seiner Heimatstadt und seiner Familie, und sich lange in der Stadt aufzuhalten hatte er nicht die Bewilligung. Er musste an einen anderen Ort umziehen, ohne Hoffnung seine Lebensbedingungen und seine Arbeit verbessern zu können, er war allein.

Dass Fira nicht nachliess ihm zu schreiben bemerkte er erst spät, nach einigen Monaten, als er am Hauptpostamt ein Paket Briefe erhielt. Danach kam er regelmässig dorthin, um die Briefe abzuholen, antwortete aber nicht immer in der Hoffnung, in der Ukraine sein Leben einrichten zu können.

Ich war mit meinem Mann bei ihnen auf Besuch. Wir sassen auf der Treppe, da in ihrer Wohnung nur Platz für zwei war und auch das war noch eng. Nikolaj Ivanovič lehrte als Biologe an der Schule, führte mit den Studenten auf dem Grundstück der Schule experimentelle Studien durch und war der ständige Vertreter der „Ausstellung der nationalen Volkswirtschaft“ (Anm. R.D.: In den 1930er und 1940er Jahren wurden in der Sowjetunion Pavillons errichtet, in denen die Errungenschaften der sowjetischen Volkswirtschaft dargestellt wurden). Sie zeigten uns die herangezüchteten Früchte, führten uns durch das Lehrgelände. Später sahen wir ihn am Stand Kirgisiens bei der Ausstellung der Errungenschaften der kirgisischen Volkswirtschaft.

Er und Fira erweckten einen äusserst gefälligen Eindruck. Sie beide sind lebenslustige, energische und sympathische Leute. Sie ist schlank, wohlgebaut, hat graue Haare und grosse, strahlende Augen. Nikolaj Ivanovič ist kräftig, beweglich mit einem offenen, guten Gesicht. Sie kamen jedes Jahr nach Moskau und stie-

gen jedes Mal bei Mama ab, dort unterhielten wir uns mit Vergnügen, wenn wir selbst zuhause waren.

Fünfte Geschichte. Lydia Libedinskaja und Marianna Gerasimova. Novodevič'e Friedhof (das ist der Prominentenfriedhof in Moskau, der Name stammt von gleichnamigen Nonnenkloster Novodevič'e. Anm. R.D.)

Gerade an jenem Tage war ich zuhause, in Vladimir, und frei. Mama rief an und kündigte die Ankunft der Vorotynzevs an. Ich entschloss mich gleich, nahm ein kleines Lesebuch mit und bestieg den Zug. Lesen im Zug waren meine liebsten Lesezeiten. Dieses Mal packte ich das eben erst erstandene Buch von Lydia Libedinskaja „Grüne Lampe“ ein. Die Autorin war mir unbekannt. Das Büchlein war nicht gross und dünn. Vom Umschlag blickte ein gutes, einfaches Gesicht mit weichen Zügen auf mich. Hätte ich gewusst, dass ich sie in einigen Jahren

29 jedes Jahr bei den Cvetaevsker² Poesietagungen in Aleksandrovsk treffen würde, wohin sie sich bis zu ihren letzten Jahren jedes Jahr begaben! Ich erfuhr von ihr viel über ihre „Grüne Lampe“, dessen Inhalt hier wiederzugeben nicht sinnvoll ist. Es war mir im Zusammenhang mit der Begegnung Mamas mit den Vorotynzevs wichtig. Die Libedinskaja nannte den Namen Marianna Gerasimovas, in den Erzählungen hatte ihn auch Mama schon erwähnt. Vielleicht ist es aber nicht sie? Die Geschichte dieser Frau ist kurz und furchtbar. Sie war die grosse und erste Liebe und Frau von Juri Libedenskij. Er galt als Klassiker der sowjetischen Literatur und wir lasen in der Schule seine Werke, unter ihnen „Woche (Nedelja)“, die Marianna gewidmet war. Sie kamen nicht zu einem gemeinsamen Leben zusammen, sie heiratete einen anderen. Sie, die Tochter eines Berufsrevolutionärs durch und durch, der Sache der Revolution völlig ergeben, verrichtete tschekistische³ Arbeit, wurde Leiterin einer der grossen Abteilungen der Tscheka, und dann die plötzliche Verhaftung. Um jene Zeit war sie vorübergehend arbeitsunfähig. Wie in der Folge Jurij Libedinskij Stalin schrieb „dieser Mensch hat sein ganzes Denken der Revolution gegeben, und nun ist sie, unter schrecklichem bis zur Bewusstlosigkeit führendem Kopfweg leiden, verhaftet. Genosse Stalin, ich bin überzeugt, das ist unbegründet.“ Nichtsdestowe-

² Ich vermute das seien Tagungen in Erinnerung an Marina Ivanovna Cvetaeva, russische Lyrikerin, Moskau 8. 10. 1892, Selbstmord in Jelabuga 31. 8. 1941. Anm. R.D..

³ Tscheka (Čeka) Abkürzung für „Außerordentliche Kommission zum Kampf gegen Konterrevolution und Sabotage“, 1917-22 politische geschaffen unter Leitung F. E. Dserschinskis; trug durch »Roten Terror« zur Konsolidierung des Sowjetsystems bei; 1922 in die GPU umgewandelt. Brockhaus 2010.

niger befand sich Marianna Gerasimova, Tschekistin, der Partei treu ergebener und überzeugter Mensch, in Jeanne-Arc. Daher wohl ihr mürrisches Wesen, ihr Schweigen, dachte ich die Erzählungen Mamas in Erinnerung rufend. Sie kam aus der Haft vor Fira und Mama zurück, in die Familie, wo die Mutter und die Schwester Valeria sie erwarteten. Natürlich riefen diese die Verwandten und Bekannten zu sich, auch Jurij Libedenskij, der Stalin zu ihrer Verteidigung einen Brief geschrieben hatte, (von Hand, durch Aleksandr Fadeev und die Podkrjob'sheva dem „selbigen“ (damit ist Stalin gemeint. Anm. R.D.)) übergeben, aber es kam weder eine Antwort noch wurde Mariannas Schicksal geändert, stattdessen wartete ihr Mann im eiskalten Dezemberwind endlose Stunden, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, in der Warteschlange vor dem Tor der Butyrka (berühmtes Gefängnis. Am. R.D.) um für Marianne warme Kleider abzugeben und sie vielleicht kurz zu sehen. Aber er konnte sie nicht sehen, und die warmen Sachen ihr zu übergeben erlaubte man nicht.

Nach der Rückkehr wurden die zwei Schwestern Valeria und Marianna in der Familie des bekannten Filmregisseurs Sergej Gerasimov, ihrem Cousin, beherbergt. Aleksandr Fadeev stiess dazu. Alle bemühten sich Marianna Anatol'evna zu helfen, aber in ihr war etwas ausgelöscht, erneut begannen die schrecklichen Kopfschmerzen, wie in der Haft war sie mürrisch und sprach nur wenig und ungerne.

Nach ungefähr einem Monat kam eines frühen Morgens die Frau von Sergej Gerasimov, Tamara Makarova, zu jener Zeit eine bekannte Filmschauspielerin, zur Familie Libedinskij. Sie überbrachte

30 um die schreckliche Nachricht, dass Marianna sich erhängt hatte. So erlosch das Leben der Mutter einer Freundin aus der Zeit des Unglücks.

All das las ich im Buch „Grüne Lampe“ von Lydia Libedinskaja im Zug auf der Fahrt nach Moskau. Ich erzählte das alles jenen, die sich zu jener Zeit in Bolšev befunden hatten. Die Wirkung der Erzählung war überwältigend, weder Mama noch Fira hatten davon gewusst, bis zum Schlafengehen erinnerten sie sich an ihren Aufenthalt dort, und natürlich an Marianne Gerasimova.

Und noch etwas Aufschlussreiches ereignete sich am folgenden Tage. Ich führte Tante Šura, die zu einem kurzen Besuch aus Balašov eingetroffen war, auf einen Ausflug nach Moskau. Sie wollte den Friedhof von Novodevič'e besuchen. Nachdem wir etwas herumgeschlendert waren, beschlossen wir auf einer Bank beim Grab von A. P. Čechov etwas auszuruhen. Nebenan stand die Wand der Urnengräber. Zerstreut den Blick über die Anschriften gleiten lassend, sah ich eine

überraschende Inschrift, die anzeigte, dass sich in einer Nische die Asche von Marianna Anatol'evna Gerasimova befindet!

Natürlich begaben sich am anderen Tage Mama und die Vorotynzevs ebenfalls dorthin, zur Erinnerung und zum Grusse.

Die berühmte Stadt Balašov und Japan

In die Stadt Balašov in der Region Saratovsk kamen wir in der Hoffnung, bei der Schwester meines Vaters Aleksandr Ivanovič Aufnahme zu finden.

Es zeigte sich, dass sie nicht im eigentlichen Sinne in der Stadt Balašov wohnte, sondern in der Eisenbahner-Arbeitersiedlung „Japan“, wie man sie nannte. Ich dachte das sei ein Übername. Ich muss zu meiner Schande gestehen, dass ich mir darüber nichts weiter gedacht habe. Leser meiner Erinnerungen aber haben mich stets gefragt, woher es komme, dass es mitten in Russland ein Japan gibt. Nur aus Korrespondenz mit Bewohnern Balašovs und der Historikerin und Heimatkundlerin Ljubova Aleksandrovna Kuznezova enthüllte sich mir die der Benennung zugrunde liegende Geschichte. Ich erfinde nichts und erzähle einfach, was sie in ihrem soeben publizierten Forschungsergebnis herausgefunden hat, im Heimatkundekalender „Kreis Balašov“ Nr. 1, 2002.

So also entstand dieser exotische Name. Er geht auf eine über 100-jährige Geschichte zurück und ist mit dem Bau der Eisenbahn in Russland und der Entwicklung der Industrie und des Handels verbunden. Im Jahre 1891 begann zwei Werst (Werst: alte russische Wegentfernung, 1060 m. Anm. R.D.) ausserhalb von Balašov die Aktiengesellschaft Rjazan-Kozlovsk (Mičurinsk), (Region Tambov, nordwestlich von Balašov. Am. R.D.) mit dem Bau des Bahnhofs und der dazu gehörenden Gebäude und Installationen. Bereits 1894 war Balašov Knotenpunkt, der die Stadt mit der Ukraine und den südlichen und zentralen Regionen des Landes verband. Zum Bau und den Betrieb des Bahnhofes wurden nicht wenige Arbeitskräfte benötigt, die hauptsächlich aus demobilisierten Soldaten aus dem verlorenen russisch-japanischen Krieg stammten. Man lud sie gerne zur Arbeit an der Eisenbahn ein. Sie erhielten Parzellen in der Nähe der Bahnlinien, lebten in Zelten, die man im Lager aufstellte, daher der Name der ersten Strassen – Lager, später wurden sie umgebaut und erweitert. Von da an entwickelte sich eine ganze Siedlung, die man, wenn auch nicht offiziell, Japan nannte weil die ersten Erbauer und Bewohner Heimkehrer aus dem japanischen Kriege waren. Es entstanden die ersten Strassen. In der Nähe des Lokomotivdepots, auf dem enteigneten Streifen Land,

beschloss man den Lokomotivführern und Gehilfen vorbehaltene Häuser zu errichten und nannte die Strasse einfach „Grosse Enteignung“, danach gab es auch eine Strasse der „Kleine Enteignung“. In den Dokumenten der Stadtduma von Balašov erscheint die Benennung „Japan“ erstmals im Jahre 1906, dann ständig im Zusammenhang mit der dringenden Notwendigkeit, die Siedlung mit der Stadt zu verbinden und die steigenden Ausgaben für den Bau von Schulen, Feuerwehr, Wasserleitungen und elektrische Beleuchtung. Leider aber wurden diese Anliegen nicht verwirklicht. Erst im Jahre 1927 kam die Elektrizität, wurde das Wasserleitungsnetz erweitert, ein Dorfladen eröffnet. In den offiziellen Dokumenten wurde noch lange die Bezeichnung „Arbeiter-Stadtkomitee“ oder „Japan“ verwendet. Erst im Jahre 1928 erscheint der Beschluss des Stadtsowjets von Balašov über die Zueignung des Namens „Japan“. Später sollte der Name auf C. M. Kirova geändert werden, aber dieser Namen setzte sich nicht durch. Bis zum heutigen Tag gibt es in Russland ein Japan.

Die Absicht bei Tante Šura unterzukommen zerschlugen sich schon am ersten Tage, ihr Sohn und dessen Frau litten an schwerer offener Tuberkulose.

Aus Angst die kleinen Verwandten anzustecken, begab sich die Tante sofort zum Laden Nr. 3, sozusagen das Zentrum der Siedlung, wo die Leute zusammenkamen und man die mannigfaltigsten Auskünfte bekommen konnte. Man nannte ihr eine Adresse, wo es möglich war eine Wohnung zu bekommen. So fanden wir uns in der Ersten Lagerstrasse.

Wir bezogen bei der Familie Antipiny Quartier. Die Hausfrau, Tante Luša, arbeitete als Verkäuferin auf den Güterzügen, ihr Mann war Bürgerkriegs-Invalider und arbeitete nicht. Sie hatten zwei Töchter, Klava und Zina. Sie besaßen ein für eine Arbeitersiedlung typisches Haus, einstöckig,

32 mit zwei Zimmern, das erste die Küche mit einem russischen Ofen, das zweite wurde Salon genannt. Es hatte drei Fenster, zwei zur Strasse hin, das andere auf den Hof. Es stand im zweitletzten Viertel vor dem Bahnhof. Im von allen Seiten von Häusern eingequetschten Hof wurden Kartoffeln gezogen. In der entfernten Hofecke waren der Abort, daneben die Scheune, wo Brennmaterial aufbewahrt wurde, sowie der Keller für die Nahrungsmittel.

Für drei Rubel im Monat wurde uns der Salon vermietet. Wir zogen in das leere Zimmer ein, unsere Sachen wurden mit einem Fuhrwerk gebracht. Autos für die Bedürfnisse der Bevölkerung gab es damals keine, das wichtigste Transportmittel waren die Arbeitspferde. Wir besaßen nur wenig, drei Koffern, in denen

unser ganzer Reichtum Platz fand. Sie dienten unserer Familie viele Jahre. Altmodisch, aus gutem Holz, mit dünnen Weisseisenstreifen beschlagen, irgendwo von den Eltern erworben, waren sie ihnen bei ihren häufigen Umzügen in Zentralasien lange unentbehrlich. Sie waren nützlich und sehr geeignet, diese einfachen, geräumigen Kisten, und dies nicht nur zur Aufbewahrung von Sachen. Zwei Koffern dienten als Betten, die dritte, kleiner, als Tisch, oder bei Bedarf als Hocker. Die Aufgaben machte ich auf dem Fensterbrett, quer auf einem Koffer sitzend. Möbel, auch einfachste, konnten wir uns vom übrig gebliebenen Geld nicht erstehen, zudem gab es sie im Handel auch nicht.

Es gelang nicht uns mit den Hausmeistern bekannt zu werden, wir begegneten ihnen am Morgen, Tante Luša zeigte uns das Zimmer, den Ort, wo der Primuskocher stand, und den Abstellraum mit dem Petrol, setzte ein zerbrochenes Lampenglas ein und weg war sie, ihren eigenen Besorgungen nach. Sie kam gegen Abend mit ihrem Mann zurück, in ihrem Gefolge die Polizei, die sie verhaftete und ins Gefängnis warf. Später erfuhren wir, dass man sie wegen Spekulation für ein Jahr einsperrte, Stimmen munkelten, dass sie als Nebenverdienst den auf dem Bahnhof Balašov Durchreisenden warme Brühe und heiße Kartoffeln verkauft hatten. Die Reisenden waren froh darum und kauften dieses Essen gerne, da es weder eine Imbissstube noch ein Restaurant gab. Unterwegs behalf man sich mit dem, was von Hause mitzunehmen vermochte, und da die Reise für viele sehr lang war, war man froh, wenn man auf „Spekulanten“ traf. Für heißes Wasser lief man mit Teekannen auf den Perron auf die Gefahr hin, die Abfahrt des Zuges zu verpassen. Damals gab es vor dem Perron auf jedem Bahnhof zwei Leitungen mit heissem und kaltem Wasser für die Reisenden.

Die Geschichte der Dramatik der Verhaftung der Hauswirte endete damit, dass unserer Grossmutter mit vier Mädchen dasass, Klava, 13-jährig, ich 7-jährig, Olja und Zina je 3-jährig. Zu allem kam die ständige Furcht, jemand erfahre davon, dass unsere

33 Eltern als Volksfeinde verhaftet worden waren. Diese Gedanken trieben unsere Grossmutter zur Verzweiflung. Es gab keinen Tag, ohne dass sie uns daran erinnerte, dass wir gegenüber jedermann schweigen und nichts über die Eltern sagten. Deshalb besuchten wir niemand und luden keine Freundinnen zu uns ein, mit den Nachbarn sprach man möglichst nicht, man befürchtete ausgefragt zu werden. Wir brachten uns durch indem wir Sachen, die wir mit uns gebracht hatten, verkauften. (uns hatten fremde Leute in der Stadt Frunze geholfen sie zu bewahren. Sie brach-

ten sie weg und gaben sie uns wieder zurück, als die NKWD-Leute mit den beschlagnahmten Sachen abgezogen waren.)

Das war im August 1938, man musste an das Heizmaterial für den Winter denken. Die „Japaner“ heizten mit Steinkohle. Die Nachbarn erzählten uns von einem wunderbaren Flecken in „Japan“ - Shanghai. In derselben Gegend der Siedlung, am Ende der Schienenstränge, beim Abstellgleise, fuhren die Lokomotiven, dort reinigten die Heizer die Brennkammern, warfen die Schlacke hinaus, unter der sich Stücke unverbrannter Kohle befanden, diese sammelten die Leute. Als ich damals diesen Ort das erste Mal sah, bestand er aus Bergen von Schlacke, auf ihm krochen Dutzende von Leuten wie Ameisen herum. Man schaufelte die Schlacke weg, stundenlang wurden die für jede Familie so unentbehrlichen Kohleresten in Eimern gesammelt. Mit Grossmutter ging ich jeden Tag zur „Ausbeute“ und freute mich jedes Mal, wenn es glückte an frisches Material aus den Lokomotivbrennkammern heranzukommen.

Shanghai war für die angrenzenden Strassen gut und verwünscht zugleich. Selbst bei schwachem Winde wurde der Kohlenstaub in die Siedlung geweht. Brennholz und Späne zum Anfeuern sammelte man in den Strassen, am Ufer des Choper, auf dem Gelände des Flugplatzes, in das wir heimlich eindringen. Im ersten Winter hatten wir es leichter, denn die Hauswirtin (die sass im Gefängnis. Anm. R.D.) hatte einen Kohlenvorrat aufgehäuft.

Diebische Himbeere (Himbeere = Clique)

Aber bis zum Winter spielte sich bei uns eine aussergewöhnliche Geschichte ab: Das Haus verwandelte sich in den Versammlungsort einer Diebesbande.

Sie gaben sich einige Tage nach der Verhaftung der Hauswirte zu erkennen. Gegen einen Abend erschien bei uns ein schrecklich aussehender Mann mit einem Zettel von Tante Luša, in welchem sie der Grossmutter mitteilte sie müsse den Überbringer in die Küche einlassen. Das Aussehen dieses Mannes war derart, dass Grossmutter es nicht wagte sich zu weigern, sie fürchtete sich. Er war der erste, danach kamen beinahe jeden Tag ehemalige Diebe, Schwindler und Verbrecher anderer Schattierungen, die ihre Haft abgesessen und beschlossen hatten, die Zeit in einer ruhigen Strasse einer ruhigen Siedlung zu verbringen, im einem Hause wo eine alte Frau mit vier kleinen Mädchen wohnte, oder eher, vor Angst zitterte. Manchmal versammelten sich in der Küche bis zu fünf Personen, tranken, schrien,

fluchten und spielten Karten. Die Zusammensetzung schwankte. Wir lebten mit einer echten Diebesclique.

- 34 So ging es einige Monate bis sich etwas ereignete, das sie zwang, den ungefährlichen Ort zu aufzugeben. Im Spätherbst 1938 kam wiederum mit einer solchen Notiz eine junge, energische Frau namens Marusa. Sie erwies sich als die Frau einer in den Diebeskreisen wohlbekannten „Autorität“, die ihre Haft abzusitzen hatte und Marusa hatte sich entschlossen, die Wartezeit in unserem Hause zu verbringen. Sie brachte Ordnung in die Küche, brachte die Habseligkeiten der Einquartierten auf die Treppe und wartete auf deren Erscheinen. Wir zitterten natürlich vor Angst, die Grossmutter betete, aber zu unserer Verwunderung nahmen sie schweigend ihr Kleinzeug auf und verschwanden in unbekannte Richtung. Sie wussten offensichtlich, wer diese Frau war. Marusa machte sich sofort zu ihrer Arbeit auf, sie war die Wäscheverwalterin der medizinischen Lehranstalt. Wie sich herausstellte, stahl sie Bettlaken, schnitt sie zu, verschönerte sie mit einfallsreichen Stickereien und verkaufte sie als Frauenunterwäsche. Aus gestohlener Watte verfertigte sie Handschuhe, zum Verkaufe. Für uns war sie der gute Engel, wenn es erlaubt ist, sie so zu nennen. Aus dem Studentenspeiselokal brachte sie Brotresten, Würze, Lauch mit, die sie auf dem Boden unseres Kanonenofens mit Teig überbuk. Sie brachte mir das Nähen, Stricken, Häkeln und Sticken bei. Da es nur eine Lampe gab, zog Marusa in unsere Kammer ein. Wir alle sassen um den kleinen Ofen herum. Sie hörte mit Arbeiten auf und erzählte uns verschiedenste Geschichten. Noch immer erinnere ich mich, wie ich erstmals Schreckgeschichten hörte, von Gespenstern und Leichen, die ihren Bräuten erschienen, Hausgeistern und Hexen.

Meine erste Lehrerin

Ich besass weder Hefte noch Lehrbücher, aber die erfahrene Klava sagte mir, dass man alles in der Schule bekommen werde. Sie erzählte auch, dass mich im Sommer die Lehrer in der ersten Klasse ganz bestimmt beschützen würden. Das wiederum ängstigte die Grossmutter, denn man würde mich ausfragen, wo Vater und Mutter seien. Dann hörte man auf der Strasse die Rufe „Einschreiben, einschreiben“, und man schrieb mich für die erste Klasse ein, und niemand fragte mich aus. Es war nur noch der erste September abzuwarten. Da verbreitete sich die Nachricht, die Erstklässler hätten nicht am 1. September, sondern am 28. August anzutreten. In den wenigen Tagen bis dahin setzte ich meiner Grossmutter mit Fragen über

Fragen zu: was soll ich anziehen? Ich hatte nur zwei Kleidchen, bei den Schuhen blieb mir keine Wahl, ich besass nur Halbstiefelchen.

Und dann war er da, der 28. August. Grossmutter schickte mich allein hin, es war niemand da, der auf Olja und Zina aufpassen konnte, sie regte sich erneut darüber auf, dass man Rechenschaft ablegen müsse wo die Eltern seien. Klava brachte mich zur Schule, es zeigte sich, dass die unteren Klassen nicht im Hauptgebäude, sondern in einem kleinen zweistöckigen Haus unterrichtet wurden,
35 das nicht weit daneben stand. Alle Erstklässler sassen im Gras auf der Wiese vor dem Eingang der Schule. Nur wenige Erwachsene – Eltern, Verwandte – waren anwesend. Die Lehrerinnen kamen der Reihe nach auf die Freitreppe. Als erste erschien in einem sackartigen grauen Kleid Marija Petrovna, kleinwüchsig, einfach frisiert, mit ausdruckslosem Gesicht und einer unangenehmen Stimme, leitende Lehrerin der Klasse 1A. Sie gab bekannt, dass alle auf folgende Weise vortreten: Die Lehrerin wird der Reihe nach den Familiennamen aufrufen, die Aufgerufenen gehen zu ihr, danach gehen alle miteinander in das Schulzimmer. Alle hörten aufmerksam zu, dann umringte sie eine grosse Schar von Kindern und sie gingen in das Innere des Schulgebäudes. Mein Name war nicht auf dieser Liste.

Dann las Jekaterina Fjodorvna, die Familiennamen der Schüler der Klasse 1B deutlich aussprechend, ihre Liste herunter, auch diese Kinder verschwanden im Schulgebäude, wieder stand mein Familienname nicht auf der Liste. Ich begriff, dass ich zur Klasse 1C von Natalja Aleksandrovna gehörte, eine grosse, füllige Frau mit schönem Gesicht und einer tiefen Stimme, die nun die Namen ihrer Schüler herunterlas. Aber auch sie rief meinen Namen nicht aus! Nach einigen Sekunden war die Wiese vor dem Schulhaus leer. Ich blieb ganz allein zurück, nicht ein einziger Mensch war da, der mir hätte helfen können. Mein glühender Wunsch, mich in der Schule zu befinden, war buchstäblich ausgelöscht. Der Schmerz war so übermächtig, dass ich in Tränen ausbrach. Unvermittelt wurde ich von Kleinen umringt, die einem Ball nachjagten, sie fragten mich, was los sei, nur mit Mühe verstanden sie aus meinem Schluchzen, um was es ging. Sie nahmen mich bei der Hand, die ganze Schar begleitete mich ins Lehrerzimmer. Sie erklärten, dass etwas Unbegreifliches vorgefallen sei und liessen mich heulend dort in der Hoffnung, dass diese aussergewöhnlichen Menschen – Lehrerinnen – mir sofort helfen würden. Im kleinen Lehrerzimmer befanden sie die bereits bekannte Marija Petrovna und Natalja Aleksandrovna. Ich stand in einer Ecke, sie aber, ohne ein Wort der Anteilnahme und Ermunterung prüften die Listen ihrer Klassen, sie sprachen meinen Familien-

namen nicht aus und nahmen keine Notiz von mir, sagten nur, dass sie mich nicht in ihre Klasse nehmen würden, sie sei schon überfüllt. Ich begann noch stärker zu weinen, da ich verstanden hatte, dass niemand mich brauchte.

Ich weiss nicht, was ich getan hätte, aber da öffnete sich die Türe und in das Lehrerzimmer trat die dritte Lehrerin ein. Sie bemerkte meine bedauernde Gestalt sofort und fragte, was geschehen sei. Die Kolleginnen erklärten es ihr und bekräftigten erneut, dass sie niemand zusätzlich aufnehmen werden. Da nahm sie mich bei der Hand, führte mich zu ihrer Klasse und indem sie mich vor den Blicken der Schüler schützte, führte sie mich zur hintersten Bank. Diese Lehrerin hiess Jekaterina Fjodorovna Jelagina, sie wurde meine erste, einzigartige und wahre Lehrerin.

36 **Die erste Schulstunde der ersten Klasse**

Das war nun meine erste Unterrichtsstunde, der Inhalt sehr einfach, beinahe primitiv, aber an sie erinnerte ich mich mein ganzes Leben. Vieles von dem, worüber die Lehrerin in dieser Stunde sprach, wusste ich schon, aber bei Weitem nicht alles. Worum ging es? Jekaterina Fjodorovna schlug uns vor, den ganzen Tag mit ihr zu verbringen und sie lehrte uns.

Wenn ihr ausgeschlafen habt, was tut ihr dann? Sofort energisch vom Bett aufstehen und den Erwachsenen den Morgengruss entbieten „Guten Morgen!“. In Gedanken warf ich mir vor, das noch nie getan zu haben. Dann gehen wir uns waschen. Erneut war ich verblüfft, mich waschen? Zuerst muss man die Ohren reinigen, dann den Hals und danach das Gesicht. Und die Zähne putzen! Wirklich, es scheint komisch, aber ich beabsichtigte nicht diese Prozedur jeden Tag zu wiederholen. Man darf die Zahnbürste nicht quer, sondern sie nur der Länge nach, innen und aussen, bewegen. Dann muss man sich kämmen, und den Hausgenossen einen guten Appetit wünschend, sich zum Frühstück niedersetzen. Jeder Schüler soll seine eigene Zahnbürste, Kamm, Handtuch, Teller, Gabel und Messer haben.

Ich denke die heutige junge Generation ist erstaunt, lächelt vielleicht darüber, aber bis zum Kriege und in etlichen Familien noch lange danach, gab es nur einen Kamm und ein Handtuch für alle, nur eines für das Gesicht und die Hände. Wenn dann die Familie am Tische sass, ass man häufig nur aus einem Geschirr, Teller waren eine Seltenheit, sie zu kaufen nicht einfach, es gab sie nicht im Laden, wie auch vieles andere, zum Leben Notwendige, nicht.

Kehren wir zum Unterricht zurück. Nach dem Morgenessen waschen wir die Hände, nehmen die Schultasche und gehen zur Schule. Auch auf dem Schulweg hatte man alle Erwachsenen, denen man begegnete, zu grüssen, und natürlich die Lehrerinnen und Klassenkameraden. Nicht mit Geschrei in die Schule hineinstürzen, sondern nur eintreten und nicht vergessen, Lehrern und jedem Erwachsenen den Vortritt zu lassen. Zu seiner Bank gehen, leise den Deckel öffnen (damals gab es Bänke mit aufklappbaren Deckeln) und alles vorbereiten, was für den Unterricht nötig ist. Und wichtig, das Tintenfass herausholen, und obwohl es als dicht bezeichnet wurde, floss immer wieder Tinte heraus und beschmutzte Hefte, Lehrbücher und die Kleider. Was für ein Elend mit den Tintenfassern! Für sie nähte man eigens Säckchen und befestigte sie ausserhalb der Tasche am Griffe, dennoch waren als Regel die Säckchen, die Tasche und die Hände mit Tintenflecken bedeckt. Im Winter gefror die Tinte auf dem Schulweg und man musste sie in den Händen oder auf dem Ofen auftauen. Es gab verschiedenfarbige Tinten, aber in den sowjetischen Schulen benützte man die violette, oder wie man zu sagen pflegte, die chemische. Schlimmer

37 war es während des Krieges, vor allem in den dörflichen Schulen, es gab weder Tinte noch Federn noch Hefte. Tinte wurde aus den Kugeln der Eichenblätter hergestellt, sie war schwarzfleckig, aber sie war dennoch ein Behelf. Schlimmer war es mit den Federn, gegen Kriegsende schrieben wir sogar mit Gänsekielen. In meiner ersten Klasse schrieben wir mit (wenn ich mich nicht irre nannten wir sie die 86 mm) aus gelbem Metall mit einer zweiteiligen Gabelung, die die Herausbildung einer kalligrafischen Schrift erlaubten. Den Kalligrafiestunden, man nannte sie damals Schönschreiben, wurde grosse Aufmerksamkeit gewidmet. Die Federn staken in hölzernen Griffen mit einer besonderen Öffnung, aus der die Feder hervorragte. Es gab die „Skelettchen“, „Rondo“ und andere.

Nachdem ich die Erinnerungen an die Schulzeit beendet hatte, sah ich in der Nr. 8 des Jahres 2007 der „Literaturgazette“, die ich nur noch selten lese, folgendes erstaunliche und sehr schöne Gedicht von Marina Borodizka:

Stehe auf wer sich an das dichte Tintenfass erinnert
den hellen Federkasten aus dünnen Brettchen.....
dünne chinesische Turnschuhe mit dem weissen Rand
Und Löschblätter, den Federständer und den Federlappen
Finnische schneeweisse Hefte mit blauen Umschlägen
Den Tag, als man allen Füllfedern gab
Wie die Federlappen genäht wurden, eifrig und froh
Mit dem Stupsnäschen dazwischen – und

Ja, ich hatte die Federputzlappen ganz vergessen, sie waren schlicht unerlässlich, denn die Federn wurden mit der Zeit stumpf, sie schrieben schlecht, spritzten und wir wischten die Feder mit den Lappen ab.

Wir erfuhren in der ersten Unterrichtsstunde auch viel über die Lehrerin, aber es scheint mir nicht wichtig, alles zu erzählen. Das Wichtigste ist, dass es interessant war und noch lange in der Erinnerung haften blieb. Und natürlich anerkannten wir Jekaterina Fjodorovna schon in der ersten Klasse, und das ganze Leben danach, als die beste Lehrerin der Welt, als solche betrachte ich sie bis heute.

Nach diesen ersten Unterrichtsstunden des ersten Tages und aller danach folgenden vier Jahre konnten wir uns an ihrem Gesicht, ihren Kleidern, ihrer Frisur, ihren Gebärden und ihrem Gang satt sehen, wir hörten auf den Tonfall ihrer Stimme. Jekaterina Fjodorovna war grossgewachsen, gut gebaut, hager, hatte angegraute und hinten in eine Rolle gewickelte und mit kleinen Kämmen befestigte dunkle Haare. Das Gesicht war schwächig, mit weichen Zügen, dunkle Augen, welche durch einen eleganten Kneifer auf uns blickten.

38 Sie kleidete sich nicht wie andere Lehrerinnen, während der ganzen vier Jahre erschien sie vor uns in einem dunkelblauen Trägerrock aus feinem Tuch und einer langen Schnalle in der Taille. Nur die Blusen wechselte sie, sie waren immer elegant, weiss, mit verschiedenen Stickereien besetzt. Um die Schulter hatte sie ein seidenes Halstuch geworfen und wenn durch die Wäsche die Muster ausgelaugt waren, strich sie diese mit einfachen Aquarellfarben nach. Ungeachtet der Abnutzung, der Flicker und gestopften Stellen sah sie immer ordentlich und gepflegt aus.

Während vier Jahren vertrat sie vor uns die ganze Welt, sie war liebenswürdig und eine absolute Autorität, eher streng als gutmütig. Während wir ständig ihre Aufmerksamkeit wahrnahmen, wie sie die Fortschritte jedes von uns verfolgte, konnte sich keiner ihr Liebling nennen, solches behielt sie sorgfältig für sich. Wir alle aber bemühten uns ihre Anerkennung zu verdienen.

Keinen von den Klassenkameraden, Freunde von Jekaterina Fjodorovna, habe ich je wieder gesehen. Weit gingen unsere Wege auseinander, wenn aber irgendjemand sich an sie erinnern sollte...

Verschiedene Fäden verbinden die Menschen: Reichtum
Trunkenheit, Adel ... Bürgerschaft rundherum
Möge doch unsere Brüderschaft bestehen bleiben
Stehe auf wer sich erinnert, - stossen wir an ohne zu verschütten
Marina Borodnizkaja

Andere Lektionen von Jekaterina Fjodorovna

Während der vier Schuljahre gab es viele Aufgaben, an die ich mich erinnere. Es waren programmatische Lektionen, gleichen Inhaltes wie in den anderen Klassen der unteren Stufe. Zu jener Zeit kannte dieses riesige Land, die UdSSR, das gleiche Programm von der ersten bis zur zehnten Klasse. Es waren Lektionen über den Kampf mit der Unwissenheit. Die Erstklässler, als Regel, gingen zur Schule ohne Kenntnisse des Lesens und Rechnens. In den ersten vier Jahren wurden wir immer gebildeter, wir eigneten uns die grundlegenden wichtigen Regeln der russischen Sprache an, der Landessprache, Naturwissenschaft, Geschichte, Geografie, lernten rechnen und Aufgaben lösen, zeichnen und gut im Chor singen. Am schlimmsten waren die Leibesübungen, es gab in der Schule weder Fachleute, noch Ausrüstung noch Sporthallen. Jekaterina Fjodorovna war nicht schuld daran, dass die Schule in uns keine Liebe zur Körperkultur erwecken konnte. Sie gab uns das, was man sich nicht selbst beschaffen kann, sie machte uns mit programmatischem Material vertraut. Das waren die Programme unserer Lehrerin, unschätzbar durch ihre Tragweite für

39 jeden von uns. Ich bin zutiefst davon überzeugt, dass, wenn es in mir irgendetwas Gutes und für die Gesellschaft Nützliches gibt, Charakterzüge, richtiges Benehmen, viel Wissen und Fähigkeiten, Sachbezogenheit, ich das von Jekaterina Fjodorovna habe. Ich will den Beitrag anderer Leute zu meiner Ausbildung nicht herabmindern, aber wir standen schon früh ohne Eltern da, andere, obwohl Verwandte, lehrten oft eine negative Einstellung zum Leben.

Einen gleichen Einfluss auf mein Leben wie Jekaterina Fjodorovna hatte nur unsere Grossmutter Anastasija Ivanovna. Sie durchlebte ein hartes, ungerechtes Leben wie die Verhaftung der Tochter und des Schwiegersohnes, den sie für den besten Menschen auf der Welt hielt, oder die Jahre, als sie behütete und rettete und, so gut sie konnte, die Enkelinnen erzog und für sie vor Gott und den Leuten die Verantwortung trug. Sie war unendlich gut, langmütig, arbeitsam, barmherzig, sie verstand den Menschen und konnte verzeihen. Sie verfügte über Humor, sie beherrschte eine korrekte, bildhafte Sprache (nicht die dörfliche). Bis heute erinnere ich mich und wiederhole hin und wieder ihre Spässe, weisen und markanten Ausdrücke, Formeln und Redensarten, die ich nur bei ihr gehört habe. Ich möchte sagen, dass die Grossmutter unreligiös war. Sie glaubte nur an Gott und die Engel, wusste aber nichts über die Geschichte von Jesus Christus, dessen Apostel,

über das Evangelium, die Bibel und die Orthodoxie als Religion. Und vielleicht wusste sie, dass es in der Welt noch andere religiöse Überzeugungen gibt. Sie litt darunter, dass sie nicht in die Kirche gehen konnte. In den 1920er Jahren verliess sie das Gebiet des Bahnhofs Tiškank am Don und begab sich nach Zentralasien, nach Balašov, wo direkt vor ihren Augen die Kirche eingerissen wurde. So ergab sich, dass in den Häusern, in denen sie lebte, nachdem sie das Heimatdorf verlassen hatte, keine Ikonen waren. Sie betete immer zu Gott, schaute zum Himmel, das ganze Herz wandte sich Gott zu. Nie versuchte sie uns zur Religion hinzuführen, aber ihre Inbrunst und ihr tiefer Glaube weckten unser Interesse. Auf lange Zeit war ich mit (die Autorin verwendet den Ausdruck „Aberglaube“, was mir hier rätselhaft ist. Anm. R.D.) einem Aberglauben ausgerüstet, der mir in den frühen Lebensjahren half. Die Grossmutter beeindruckte mich durch den Glauben, dass jedem Menschen ein Engel beigegeben ist, er ist ständig bei ihm, wo er auch sei, selbst wenn er schläft. Er sieht alles, bemüht sich den Schützling vor Verbrechen zu bewahren. Ich glaubte daran, es hielt mich öfters davon ab die Unwahrheit zu sagen, leichtfertige Aufträge auszuführen und dummen Gedanken nachzugehen.

Gott erhörte die Gebete meines Grossmütterchens, denn in der schwierigsten Zeit unseres Lebens nahmen uns Nonnen auf und halfen, so gut sie konnten. Dann begegneten wir einer grossartigen Frau – Tatjana Zacharovna Lebedeva. Aber das ist eine ganz andere Geschichte, die, wie viele andere, parallel zum Leben meiner Schulzeit lief, und auf die ich, umständehalber, nicht eingehen will.

40 Meine frühe Schulzeit fiel in die nicht leichten Vorkriegs- und Kriegsjahre. Ich erinnere mich gut an den Krieg, und an den beinahe vergessenen finnischen Krieg. Zu jener Zeit führte man die so genannten „zabornye“ (im Wörterbuch fehlt der Ausdruck, im etymologischen Wörterbuch von Vasmer hat das u.a. die Bedeutung von Zaun, Grenze, ich vermute damit seien die Rationierungsmarkenbücher gemeint. Anm. R.D.) Büchlein ein, mit denen wir einen Laib Brot pro Person, Seife und Zucker kaufen konnten. Zur Zeit des Grossen Vaterländischen Krieges (so wurde der Weltkrieg genannt, in Anlehnung an den Krieg gegen den in Russland eingefallenen Napoleon. Anm. R.D.) erhielten wir Esskartoffeln, die zugeteilten Lebensmittelrationen wurden merklich verringert. Alle diese Jahre, und auch noch lange Jahre danach, erinnere ich mich an das kräfteraubende Schlangestehen, und das für buchstäblich alles. Für Brot, Petrol, auf der Post, in den Krankenhäusern, für Eisenbahn-Fahrkarten. Vom Abend an, vom frühen Morgen, mit Bleistift in die Handfläche geschriebenen Ordnungsnummern, mit endlosen Formalitäten. Besonders schwer

war das beim nächtlichen Schlangestehen. Vom Abend an standen wir um Petrol Schlange. Wir brachten drei Kanister (zwei trug danach die Grossmutter, einen ich) ich schlief mit der Schwester auf der staubigen Erde, angelehnt an die Petrolkanister, neben auch liegenden, stehenden und sitzenden Menschen. Aber unsere teure Grossmutter schützte unseren Schlaf und passte auf die Schlange auf, da es hin und wieder Leuten einfiel, eine Nummernänderung zu organisieren.

Nun kehre ich zur Schule zurück und versuche mich zu erinnern, worin der besondere, nicht programmierte Inhalt unseres Lebens in der ersten Klasse bestand. Zum Beispiel hielt uns die Lehrerin Jekaterina Fjodorovna einen Monat nach Beginn der Schule zurück und sagte, dass wir in unserer Klasse das Theater „Erlkönigsmärchen“ aufführen würden und dass alle, die es wünschen, dort ein zu Herzen gehendes Geschehen finden. Alle wollten das. Von da an begann für uns ein völlig ungewöhnliches Leben. In der ersten Tageshälfte lernten wir richtig schreiben, deutlich lesen, erlernten andere Schulfächer, in der zweiten Tageshälfte liefen wir manchmal nach Hause um zu essen und kehrten dann in die Schule zurück, wo wir bis zu später Stunde und grossem Interesse Szenen des ersten Schauspiels (später auch andere) erfanden, Dekorationen erstellten, Kostüme nähten, Rollen auswendig lernten. Getreu dem Titel „Erlkönigsmärchen“ verwandelten wir uns in Wasserjungfern, Marienkäfer, Hummeln, Heuschrecken, Hahnenfuss, Mohn, Kamomille und andere Personen, die den Wald bevölkern. Bei uns war stets jemand von den Eltern, sie verfolgten unsere Theaterarbeit mit Vergnügen und verwöhnten uns mit selbstgebackenen Kuchen und Tee.

Als grossen pädagogischen Erfolg von Jekaterina Fjodorovna sehe ich es, dass sie mit uns Knirpsen auch frühere Schüler einbezog, die bereits 16 Jahre alt waren. Das waren Jungen, die uns als Erwachsene erschienen. Sie wussten wie man vieles machte, halfen uns in allem, beim Theater, bei der Beschaffung des Materials, unsere Freundschaft hielt die ganzen vier Jahre an.

41 Mit ihnen bereiteten wir die Oktoberfeste vor, bei den Pionieren (Teil der Jugendorganisation. Anm. R.D.) bauten die Attrappe des Bahnhofes, gingen zum unbezahlten Arbeitseinsatz (wörtlich: Samstagarbeiter, weil in der SU zur Produktivitätssteigerung dem Staat der Samstag „geschenkt“ wurde. Anm. R.D.), beteiligten uns an den „Timurevsker Bewegungen“ (unbekannt, was das ist. Anm. R.D.), tauschten in der Schulbibliothek Bücher aus, gingen von Klasse zu Klasse (das war ein ganzes Epos). Sie waren unsere Freunde, die grossen Brüder. Während des Krieges liessen sie das Lernen fallen, arbeiteten in der Kriegsindustrie und kamen,

wenn auch seltener, zu uns. Sie wie wir verhielten uns zu Jekaterina Fjodorovna (denn sie war seinerzeit ihre erste Lehrerin gewesen) mit grosser Liebe und Hochachtung. Das konnte man dadurch erföhlen, dass sie sich freiwillig als ihre Helfer anboten.

Es ist schlicht unmöglich alles zu erzählen, was Jekaterina Fjodorovna sich ausdachte und womit sie uns erfreute. Ich will die aus meiner Sicht wichtigsten pädagogischen Heldentaten erzählen, die sie zum Nutzen ihrer Schüler vollbrachte. Ich will nicht in Pathos verfallen, ich beteuere, dass wir dank dieser Taten schrittweise begriffen, was gut ist, was schlecht, wir wuchsen, wurden zu Leuten. Das für mich persönlich Wichtigste war, dass es ihr auf bewundernswerte Weise gelang uns zu helfen den Egoismus zu überwinden. Sie schärfte uns die gute Beziehung zu den Menschen ein, besonders zu den Hilfsbedürftigen, ferner den Sinn für Ehrlichkeit und die Verantwortung zur Auftragserfüllung, die wichtigsten und besten Züge eines Menschen. Ich weiss nicht, ob Jekaterina Fjodorovna gläubig war, wir wussten ganz allgemein nichts über ihr persönliches Leben, wir sahen sie nie in schlechter Laune, krank, nachlässig gekleidet oder ungekämmt. Sie war für uns unentbehrlich, wusste sich in bestimmter Höhe und Entfernung zu halten, die Schüler konnten keine Mängel ausmachen, da sie ganz einfach keine erkennen liess. Dennoch erzählten uns später Erwachsene Geschichten und Legenden über die Familie Jelagin. Es waren ihrer drei: Bruder und zwei Schwestern, alle Lehrer. War es so, dass sie fanden ein Lehrer dürfe keine Familie und Kinder haben, sondern müsse sein Leben den Schülern widmen? Auch wenn das eine Erfindung ist, sie ist schön, aber auch grausam.

Das Verantwortungsgefühl förderte sie seit dem ersten Schultag. Wir alle hatten ständige Verpflichtungen in der Klasse, Sanitäter (sie mussten jeden Tag prüfen ob die Uhren, der Hals und die Hände gewaschen waren), für die Pflanzen, Nachhilfe für Kameraden, Leiter der Oktober-Sterne, Leiter der Pionierzirkel, Mitglieder des Gruppenrates, Mitglieder des Redaktionskomitees der Wand-Klassenzeitung (ja, wir hatten eine Wandzeitung ab dem dritten Schuljahr, sofort als der Krieg begann). Viel zu tun gab es beim Erbkönigsmärchen, es gab Zeitprobleme bei den dafür Verantwortlichen. Jekaterina Fjodorovna war in den uns aufgetragenen Sachen sehr fordernd.

In den Kriegsjahren war unsere Klasse (andere natürlich auch) wegen der Evakuierten überfüllt. Die Geografie unseres Landes erlernten wir aus den Erzählungen der neuen Klassenkameraden. Die Kinder aus anderen Regionen wussten viel Interessantes, wie man dies und jenes macht, was wir nicht kannten. Wir tauschten gerne unsere kurzen Lebenserfahrungen aus. Man brüstete sich, wenn die Neuankömmlinge sich darüber wunderten, was in unserer Klasse vor sich ging, bei ihnen gab es nur Aufgaben. Mit ihrer Ankunft verstärkte sich unsere Theatertruppe mit Sängerinnen, Tänzern und Rezitatoren.

Während des Krieges wurde unser Erbkönig aufs Eis gelegt. In der Schule gab es wegen des Fehlens von Musikern, Musiklehrern und Gesangslehrern keine Initiativkomitees. Die Stadt war keine Frontstadt, obwohl man sie bombardierte (es gab Kriegsindustrie und eine Pilotenschule, einen Flugplatz), fast alle Schulen und übrigen Lehranstalten (Lehrerausbildungsinstitut, medizinisches Institut) waren in Krankenhäuser umgewandelt worden. Täglich kamen Züge mit Verwundeten an, ihre Pflege oblag der Sorge aller Einwohner, jeder tat, was er vermochte. Der Plan unserer Klassen-Auftritte bei den Genesenden wurde erstellt. Manchmal lud man uns in die Zelte der Schwerverwundeten ein. Noch sehe ich vor meinen Augen diese abgequälten Gesichter, die Bein- und Armamputierten.

Einmal oblag es uns im Zelt der Kommandeure (Kommandeure waren in einem gesonderten Zelt untergebracht. In der Sowjetarmee wurde eine strikte Hierarchieordnung beachtet, in jeder Hinsicht. Anm. R.D.) aufzutreten. Nach dem Konzert rief mich und meine Freundin ein Verwundeter zu sich und bat uns einen Brief auf die Post zu bringen und bemerkte dazu, er sei sehr wichtig. Wir erstarrten buchstäblich, als wir die Adresse überflogen: Moskau, Kreml, Genosse Stalin. Das bedeutet nur der älteren Generation etwas – die Angst vor der Verantwortung lähmte uns buchstäblich. Wir beschlossen, dass jede den Brief abwechslungsweise 20 Schritte trug. So gingen wir, die Schritte zählend, schweigend zum weit entfernten Postamt. Wie eine nicht explodierte Granate legten wir den Brief auf den Tisch des Postbeamten. Danach kehrten wir zum Sanitätszelt zurück und meldeten dem Kommandeur, dass sein Auftrag erfüllt war.

Wir reisten sehr oft zu Konzerten, innerhalb zweier Jahre traten wir in praktisch allen Krankenhäusern Balašovs auf. Seit Beginn dieses erschütternden Krieges sind 66 Jahre vergangen und ich und alle, die ihn überlebten, massen unser Leben danach an ihm, ich betrachte die Kriegsjahre als die tragischsten und schönsten (hoffentlich tönt das nicht blasphemisch) meines Lebens. Nie das Gefühl

jener absoluten Einigkeit, der Verschmelzung mit diesem riesigen Land vergessen, alle waren wie Blutsverwandte, alle bereit mit allem zu helfen.

43 In unserer winzigen Wohnung, die Küche 4m², die Kammer 12m² (wir lebten nun in einer anderen Strasse, der Erste-Mai-Strasse 72), mit zeitweise bis zu 10 Personen. Sie schliefen auf dem Tisch, unter dem Tisch, auf dem Bett, unter dem Bett. Die evakuierte Alte aus Leningrad, die junge Frau aus Nikolaev, sechs Kampfpiloten, die auf dem Luftwaffenstützpunkt stationiert waren. Fast alle fielen sie im Verlaufe kurzer Zeit, es gab nur wenige Tage, an denen sie nicht im Fronteinsatz gewesen waren. Die Frau aus Nikolaev war die Ehefrau eines dieser Gefallenen.

Jekaterina Fjodorovna billigte alle unsere Unternehmungen, die Entscheidung über das Wachestehen trafen wir, die Kinder, da zuhause tagelang keine Erwachsenen waren. Am Morgen, vor dem Unterricht, hörte sie sich immer die Berichte über die häuslichen Angelegenheiten an, das Wichtigste war aber, dass wir mit ihr immer als Gleichberechtigte die Ereignisse an der Front besprachen, zusammen litten wir beim Anhören der heiseren Lautsprecheransagen der Verluste und Niederlagen, jubelten, wenn endlich Unsere zum Angriff antraten. Damals war es, als wir die Wandzeitung herauszugeben begannen. Wir nannten sie zuerst „Sieg“, obwohl das in der schweren Kriegszeit von 1942 war. Ich empfinde dies geradezu als ein ungeheures kindliches Werk, die Artikel, Gedichte und die Zeichnungen.

Unsere Lehrerin sagte wir müssten nicht nur mit Worten auf das Vorfällende reagieren, sondern irgendetwas Wirkungsvolles tun. Wie eine heilige Pflicht fassten wir unsere Auftritte in den Lazaretten auf. In der ganzen Siedlung sammelten wir Tragen, Handschuhe, Nastücher, Tabak, den wir in einfache, selbst genähte Tabaksbeutel abfüllten und an die Front sandten. Wir organisierten Timurerteilungen (unbekannt, was Timur ist. Anm. R.D.), besuchten die Häuser und halfen den alten Frauen mit den kleinen Kindern.

Pionierorganisation

Die Zeit verging, es nahte der Zeitpunkt des Eintrittes in die Pionierorganisation. Das war für die sowjetischen Schüler obligatorisch. Wir alle machten uns freudig und bewegt unsere Überlegungen. Unsere älteren Freunde begannen die Vorbereitungen. Sie erzählten uns von der Geschichte der Pionierorganisation, übten das feierliche Versprechen, Pionierlieder.

44 Die Klassen 3A und 3B durchliefen diese berühmte Zeremonie vorher, unsere lange Vorbereitung belustigte sie etwas. Wir fragten sie aus, wie alles abgelaufen sei, es war sehr einfach und alltäglich gewesen. An einem dieser Tage sagte die Lehrerin, dass man uns heute bei den Pionieren aufnehmen werde. Es kam die oberste Pionierleiterin, erzählte kurz von der Geschichte der Pionierorganisation, zudem las sie von einem Papier der feierlichen Erklärung herunter, alle sprachen ihr im Chore jeden Satz nach. Wir bedauerten nur eines, den meisten fehlte ein rotes Halstuch, einige trugen jenes älterer Brüder oder Schwestern. In einigen Familien von Jungen wurden Pionierklammern für Halstücher aufbewahrt, sie waren Gegenstand allgemeinen Neides, sie sahen sehr hübsch aus.

Aber da musste man unsere Lehrerin kennen! Wir konnten uns gar nicht vorstellen, was sie sich ausdachte. Irgendwo auf dem Dachboden der Schule stöberte sie rote Zeltbahnen auf, auf die sie mit Kreide und Klebstoff Losungen zum Ersten Mai und zum 7. November schrieb. Sie bat die Mütter den Stoff zu bügeln und daraus Halstücher zuzuschneiden. Zudem begab sie sich zum im Hauptgebäude der Schule gelegenen Lazarett und vereinbarte mit dem Chef und dem politischen Leiter, ihre Klasse (d.h. unsere!) im Zimmer des Parteibüros in die Organisation aufzunehmen. Und so geschah es, dass an einem Apriltag, wir in Begleitung einiger Eltern und der Jungen-Pionierleiter die Schwelle des Lazarettes überschritten. Der Wachhabende empfing und führte uns in den Raum, wo zu unserer Überraschung schon etliche Leute saßen. Ich entsinne mich wie ich in Erregung geriet, als ich sah, wer diese Leute waren. Es waren Verletzte, die sich zur Genesung im Lazarett befanden und die sich bewegen konnten. Einer hatte den Kopf verbunden, ein anderer hatte Krücken neben sich gestellt. Man stellte uns unseren Helden Angesicht zu Angesicht gegenüber, einer unserer Pionierleiter, Ljoša Suškov, rapportierte kurz, wie wir uns auf diesen Tag vorbereitet hatten, wie wir lernen, wie wir in anderen Lazaretten auftraten, wie viele Pakete an die Front gesandt worden waren. Dann sprach jeder von uns einzeln, im Angesicht dieser unwahrscheinlichen Zuhörerschaft, den feierlichen Eid aus: „Ich, Jungpionier, schwöre im Angesicht meiner Kameraden feierlich, mein Heimatland zu lieben ...“. Für mich war das eine ernsthafte seelische Erschütterung, umso mehr als jene Verwundeten, die sich bewegen konnten, aufstanden und uns rote Halstücher mit Schriftzeichen umbanden. Danach gratulierten uns alle Leiter und wir, aufgeregt und erregt, kehrten in das Schulzimmer zurück. Jekaterina Fjodorovna und die Leiter beglückwünschten uns noch einmal und sagten, dass unser feierliches Versprechen im Angesicht der Frontkämpfer

eine Verpflichtung war, und dass nun alle darauf warten, dass wir in allem besser wären, beim Lernen, in der gesellschaftlichen Arbeit, aber das Wichtigste, wir sollten stets an die Front denken und helfen, den Sieg herbeizuführen. Ich erinnere mich nicht an genau die Worte, die die

45 Lehrerin und die älteren Freunde aussprachen, aber der Sinn war jener, den ich mit alltäglichen Worten wiedergegeben habe. Indem Jekaterina Fjodorovna eine solch aussergewöhnlich verantwortungsbewusste Aufnahme in die Pionierorganisation aufgezogen hatte bewies sie, dass sie die Latte unseres Selbstbewusstseins hoch angehoben hatte und wir sie nicht senken durften. Bis wir, zusammen mit den Pionierleitern, die Gruppenleiter und den Abteilungsrat wählten, und uns den Aufgaben und den übrigen Angelegenheiten widmeten, dachte unsere Lehrerin ein neues Erlebnis für uns aus.

Sie suchte die Familie eines Lehrers unserer Schule auf, Sergej Aleksandrovič Kandidov, und erhielt dessen Frontadresse. Am nächsten Tage, als wir nicht müde wurden daran zu denken, wie man uns in die Pionierorganisation aufgenommen hatte, erzählte Jekaterina Fjodorovna uns wie Sergej Aleksandrovič, schon nicht mehr jung, sich an der Front schlug. Wie es dort unerträglich schwer und gefährlich ist, wussten wir gut. Sie schlug uns vor ihm einen Brief zu schreiben und über unsere Familie, die Stadt, die Klasse zu schreiben, denn ihm, dem Lehrer, würde es eine grosse Freude bereiten einen solchen Brief zu erhalten, er würde seine Stimmung heben. Wir reagierten enthusiastisch und machten uns nach dem Unterricht mit Hingabe an die Sache. Wir wussten nicht, wie man einen Brief schreibt. Mit Hilfe der Lehrerin schrieb jeder von uns, so gut er konnte, legte dar, was uns für Sergej Aleksandrovič interessant schien, obwohl keiner von uns ihn je gesehen hatte. Jekaterina Fjodorovna sandte die Briefe an die Front und versicherte uns, dass, wenn wir Glück haben (sofern er noch am Leben ist), er uns selbstverständlich antworten werde.

Wir verstanden wortlos und begannen zu weinen, dann aber hörten wir aufmerksam zu. Sergej Aleksandrovič schrieb, dass unsere Briefe allen Kämpfern verteilt worden waren, alle baten uns dafür zu danken, ihnen öfter zu schreiben, hauptsächlich aber empfahlen sie uns gut zu lernen, das beruhige sie und flösse Hoffnung ein, dass, nach dem Sieg und ihrer Rückkehr von der Front, sie jungen gebildeten, ein neues Leben aufbauenden Menschen begegnen. Er entschuldigte sich für den kurzen Brief, da es im Krieg kein Papier gebe. Er fügte noch an, dass der

Brief der Lehrerin Jeleonora Bogomolova in der Frontzeitung „Für unser Vaterland“ abgedruckt worden sei.

Der Brief rief eine stürmische Erregung hervor. Wir schlugen um die Wette vor, was man für Sergej Aleksandrovič und seine Frontkameraden tun könne. Ich glaube unsere begabte Pädagogin hatte diese Reaktion geplant, es galt nur noch unsere Energie auf die richtige Bahn zu führen. Und hier ist, was „wir“ ausdachten: Allen kranken Soldaten im Lazarett Schüler mit guten Leistungen zuteilen, die Aufgaben

46 zusammen lösen und um an die Front melden zu können, dass wir uns Mühe geben ihr Anliegen zu erfüllen.

Und wie strengten wir uns an! Wir achteten auf den Leistungsstand der Schwachen und der Faulenzer, trieben sie nicht zum Weinen, aber wir drillten sie. Vor jedem Unterricht prüften wir, wie sie, zusammen mit den Repetitoren, die Aufgaben vorbereitet hatten. Es setzte eine eigentliche Lernepidemie ein. Diese „Krankheit“ wurde, nebst dem Wunsch, die Bitte der Frontsoldaten zu erfüllen, auch mit dem Hebel des Wettbewerbs verstärkt. Da wurden alle und alles Gegenstand von Wettbewerb. (Wettbewerb war ein wichtiges Element der sowjetischen Kampagne zur Produktivitätssteigerung, am anschaulichsten verkörpert durch das Stachanov-System. Anm. R.D.). Trotz unserer zahlreichen Mängel in der Organisation und der Erreichung der Ziele dieser Aktion, war das für uns eine heilige Sache der Ehre. Wir selbst sahen die Ergebnisse und waren so reif, dass, wenn irgendetwas schief gelaufen wäre, wir es nicht zugelassen hätten, denn Jekaterina Fjodorovna hätte das nicht erlaubt. Die Gruppe, die in einem Wettbewerb unterlag, weinte bitterlich, alle miteinander, so gross war unser Verlangen, der Front zu helfen.

Noch eine pädagogische Aufgabe angehend, schlug die Lehrerin uns vor, noch ein Hindernis zu nehmen. Trotz des Krieges, gab man uns noch während einiger Zeit unentgeltlich Hefte (ich nehme an, das war nur in den Anfängerklassen), aber so wenige, dass es unerlässlich war, den Platz auf den Blättern auf beste Weise auszunützen. Die Schüler aber, als Folge individueller Besonderheiten, beschrieben die Blätter auf unterschiedlichste Weise, weit ausholend, gross, machten Fehler, strichen durch und vergeudeten wertvolles Material – Papier.

Und das war es, was Jekaterina Fjodorovna ausgedacht hatte. Bei der nächsten Verteilung neuer Hefte erinnerte sie uns daran, dass Sergej Aleksandrovič geschrieben hatte es gebe an der Front kein Papier, man nirgends solches bekommen könne. Sie schlug vor, den Soldaten als Geschenk Papier und Umschläge zu

senden. Wir wollten das gerne tun, aber wie? Die Lehrerin erklärte, dass vom heutigen Tage an alle, bevor sie mit den schriftlichen Aufgaben beginnen, zuhause oder in der Schule, die Hände sauber waschen, denn weder auf dem Heftumschlag noch auf den Blättern sollte auch nicht der geringste Flecken sein. Von den Umschlägen würden wir dann, wenn das Heft voll ist, Umschläge machen und an die Front schicken, deshalb müssten sie sauber sein. Wir sollten jetzt besonders sorgfältig auf die Blätter schreiben und zeichnen, uns keine Durchstreichungen und Verbesserungen erlauben, um so Platz zu sparen. Das bedeutet, bevor wir etwas ins Reine schreiben, alles gut zu bedenken und erst dann ins Heft niederzuschreiben.

Und dann ging es los! Wir waren natürlich sofort einverstanden, verstanden aber noch nicht ganz, welche schwierige Aufgabe uns bevorstand. Kann man sie einen Jungen von 10-11 Jahren mit sauberen Händen vorstellen? Im Kriege, als es keine Seife gab und man das Wasser

47 von den Pumpsäulen (von denen es auf drei Strassen einen gab) oder von Brunnen holte, oder nach dem Herumtollen auf den Strassen, wurde nicht darauf geachtet, dass man sich mit sauberen Händen zum Lernen niedersetzte? Aber nachdem eine solche Entscheidung getroffen war, traf Jekaterina Fjodorovna entsprechende Massnahmen. Jeden Tag, bevor der Unterricht begann, prüften die Klassensanitäter nicht nur die Hände, sondern auch den Zustand der Heftumschläge und wiesen auf jede Verschmutzung hin. Wenn einem das Unglück widerfuhr säuberten wir alle zusammen mit Radiergummi und Wasser, bügelten mit einem dazwischen gelegten Löschblatt (es gab diese Einrichtung – in jedem Heft lag ein poröses Blatt, welches die flüssige Tinte aus unseren Kritzeleien aufsaug).

Und dann kam endlich der feierliche Augenblick. Die letzte Unterrichtsstunde war vorüber, aber niemand ging nach Hause, es stand eine wichtige Sache bevor. Wir bereiteten die Ernte unserer Anstrengungen vor. Auf ein Zeichen von Jekaterina Fjodorovna öffneten wir unsere Hefte in der Mitte, lösten vorsichtig die Heftung, damit der Umschlag nicht beschädigt werde (nebenbei gesagt, sie tat alles aussergewöhnlich sorgfältig und brachte das auch uns bei) und lösten ihn ab. Wir teilten ihn in zwei Hälften und aus jeder klebten wir einen einfachen Umschlag zusammen. Dann öffneten wir die letzten Seiten, einige hatten ein ganzes Blatt, andere andert-halb und einige sogar zwei gespart. Diese schnitten wir sorgfältig mit kleinen Rasierklingen heraus, die uns heraus die Pionierleiter gebracht hatten. Dann legten wir in die Umschläge die gesparten Blätter der Hefte ein und legten sie auf den Tisch von Jekaterina Fjodorovna. Es ergab sich ein schöner, ziemlich dicker Stapel. Ihn

sandten wir an die Adresse von Sergej Aleksandrovič an die Front. Natürlich erhielten wir einen Dankesbrief. Wir freuten uns darüber, dass wir etwas Nützliches vollbracht hatten und bis zum Ende der vierten Klasse wurde diese Übung einige Male wiederholt. Seit jener Zeit zerreise und zerknülle ich nie Papier, ich schneide es genau ab, spare jedes Blatt, nie werfe ich etwas nur zur Hälfte Aufgebrauchtes weg.

Nachzutragen ist, dass Sergej Aleksandrovič Kandidov Glück hatte, er blieb am Leben und kehrte nach Hause zurück, unterrichtete an unserer Schule Geografie, ich ging mit meiner Schwester zu ihm in die Schule.

Damit schliesse ich meine Erinnerungen an Jekaterina Fjodorovna ab, obwohl ich über sie noch endlos erzählen könnte. Zum Schluss möchte ich sagen, dass sich meine Erinnerungen an sie nicht nur mit Achtung und Liebe verbunden sind, sondern mit tiefer Trauer darüber, dass ich ihr weder damals noch später sagen konnte, wie dankbar und verpflichtet ich mich ihr fühle.

Paralleles Leben

In der Schule hatten wir es gut, es war interessant und lustig. Der Schulweg, in der Dunkelheit, führte über schlechte Wege mit unheimlich zähflüssigem Schlamm, in dem unsere Schuhe steckenblieben. Gehsteige gab es nicht, wir liefen auf ausgetretenen Trampelpfaden, neben Zäunen und Hausmauern. Im Frühling und im Herbst waren diese Fusswege so unwegsam wie die Strassen. Jedes Mal, wenn wir zuhause ankamen, mussten wir, bevor wir die Haustreppe emporstiegen, die Stiefel und Galoschen in einem grossen Trog waschen, in den die fürsorgliche Grossmutter Wasser eingefüllt hatte. Ich denke mit Schrecken daran (damals dachte ich mir dabei nichts), was es Grossmutter gekostet haben mag, Wasser für die Wäsche, für die Körperpflege, das Kochen, das Besprengen der Beete, das Aufwischen des Bodens und anderes herbeizuschaffen. Der Pumpbrunnen, aus dem einige Strassen das Wasser bezogen, darunter wir, befand sich ziemlich weit vom Hause. Ihre armen Arme und Beine! Grossmutter erlaubte mir nicht, Wasser zu holen, Olja war noch sehr klein, Grossmutter sah die Fürsorge als eine Pflicht. Als sie eines Tages mit vollen Eimern auf dem Rückweg war, beschloss sie den Weg abzukürzen und durch den Nachbarhof zu gehen, wobei sie sich an einem Stacheldraht das Bein stark verletzte. Es entwickelte sich ein Geschwür, das sie beinahe ein ganzes Jahr plagte. Das war 1940, ich besuchte die zweite Klasse und verpasste deswegen sehr oft den Unterricht. Am Ende erkrankte die Grossmutter und vermochte sich nicht einmal mehr in der Kammer zu bewegen. Dank sei Gott kam zu jener Zeit ihr

Enkel Pavel zu uns, der Sohn von Mutters Schwester, der Tante Katia. Er war Arzt-
helfer an der Front und heilte sie. Ich erinnere mich natürlich nicht mehr, welche
Medikamente er anwandte, nur, dass er die Wunden oft mit „Revanol“ spülte.

Zu jener Zeit wohnten wir ganz allein, Klava und Zina hatten Verwandte auf-
genommen, der Strom der aus dem Gefängnis bei uns Einquartierten nahm ab, Ma-
rusa wartete auf ihre „Autorität“ und bezog unweit von uns eine andere Wohnung.
Die Haft der Hauswirte ging dem Ende entgegen, bald sollten sie freikommen.

Dank dem Enkel gesundete die Grossmutter und nahm ihre alltäglichen Ge-
schäfte und ihre Fürsorge wieder auf, wir gingen wieder regelmässig zu den Schla-
ckenbergen auf der Suche nach Kohle, auf den Markt, wo es uns glückte wegge-
worfenen, übriggebliebenen und vergessenen Gemüse aufzulesen, wir freuten uns
über jede Rübe, Kartoffel und Kohlblätter. Die wenigen Marktarbeiter gewöhnten
sich an uns und steckten uns manchmal sogar heimlich etwas zu.

Geheimnisvolle Siedlung, Nonnen

Wiederholt bemerkten wir auf dem Marktplatz geheimnisvolle, schwarz gekleidete
Frauen mit Kopftracht in der Form eines umgebundenen Tuches. Eines Tages kam
eine von ihnen zur Grossmutter und erkundigte sich, wer und woher diese sauber
gekleideten (wir trugen noch immer Dinge von Frunze) anständigen Mädchen seien
und weshalb sie auf diese Weise Nahrung suchten.

49 Offenbar hatte das Aussehen der Nonne, vielleicht auch der Ton, in dem sie fragte,
die Grossmutter dazu gebracht, das Schweigen zu brechen und ihr unsere Ge-
schichte zu erzählen. Von diesem Tage an befanden wir uns unter dem Schutz der
zwei Schwestern, Marianna und Akulina. Sie lebten in einem Häuschen am Dor-
frande, bei der Kirche, neben dem Markt, nachdem ihr Kloster geschlossen worden
war. Als erstes beschlossen sie, uns zu taufen und überzeugten die Grossmutter,
dass dies unerlässlich sei, ganz besonders in unserer Lage. Sie bereiteten uns da-
rauf vor (wenn ich jetzt daran denke, gerade mich, die eben erst Pionierin geworden
war!). Als erstes erfuhr ich vom Leben von Jesus Christus, seiner Mutter, der Jung-
frau Maria, über die Jünger und vieles andere, was mir jetzt als schon lange be-
kannt vorkommt. Sie erzählten von der Bibel, dem Evangelium und den Psaltern,
lehrten uns beten. Bis heute weiss ich das Vater-Unser, das Glaubensbekenntnis,
„Jungfrau Mutter Gottes, freue dich“, „Lebe mit der Hilfe des Allerhöchsten“. Sie
trieben für uns Kreuzchen auf und bestimmten die Taufpatinnen und den Tauftag.
Die Kirche stand noch immer in ihrer vollen Pracht da, sie erschien mir wie das rie-

sige Politgebäude am Ende der Pionierstrasse. Aber am für die Taufe bestimmten Tag geschah etwas Schreckliches, der Geistliche, der uns hätte taufen sollen, verstarb. Er starb an einem Herzversagen, wie man damals sagte, als er am Vorabend die Nachricht erhielt, er solle mit allen Helfern die Kirche räumen, denn am folgenden Tag werde sie gesprengt werden. Die Leute nahe an der Kirche erfuhren davon und holten die ganze Nacht hindurch aus der Kirche Ikonen, heilige Geräte und versteckten sie in den Häusern, obwohl sie sich so Gefahren aussetzten. Als wir an jenem unheilbringenden Morgen mit der Grossmutter zur Kirche gingen, kam uns niemand entgegen, der Hof war leer, an der Tür hing ein Vorhängeschloss und es war niemand da, den man hätte fragen können, was vorgefallen sei.

Man taufte uns dann dennoch, um einiges später. Parallel zum Alltag, der für alle gleich war, lief in der Tiefe der Stadt ein anderes, geheimes Leben ab, den Behörden unbekannt, die dazu berufen waren, das Dasein der Bürger zu reglementieren und zu kontrollieren. Ich dachte daran, wie völlig straflos, beinahe offen, die Verbrecher im Hause gelebt hatten. Nun eröffnete sich auch uns eine verblüffend geheimnisvolle und durch die Geheimhaltung beängstigende Welt. Es war die Welt der aus der Stadt verscheuchten Tiefgläubigen, innerhalb eines kleinen Umkreises, hinter den Mauern der Häuser, in Gärten und Gemüsegärten. Aus fünf bis sechs Häusern, eher Katen, war es, durch einen Zaun verdeckt, möglich zu dieser Siedlung zu gehen, die von der Strasse aus nicht sichtbar war. Nur Eingeweihte wussten von ihr und gingen dorthin, wobei sie sich vorsichtig umsahen.

50 Viele Jahre später reisten mein Mann und ich mit der Schwester nach Balašov, aber wir fanden den Ort nicht, niemand konnte uns helfen, niemand wusste etwas. In diesen armseligen Hüttchen lebten tiefgläubige Menschen, mit der Kirche verbunden, im Wesentlichen waren es Nonnen eines Klosters, das es nicht mehr gab, nun hatten sie sich in der Nähe der Kirche niedergelassen. Nach deren Zerstörung wurde es zu einem ihrer wichtigsten Anliegen, die heiligen Gewänder, Geräte und Ikonen zu retten und den Gläubigen beizustehen. Sie hatten keine Ausweise, deshalb besaßen sie auch kein Anrecht auf Nahrungsmittelcoupons, sie lebten von dem, was ihnen Bauern aus der Umgebung zusteckten. Ich nehme an, in der Gegend habe eine unsichtbare orthodoxe Gemeinschaft bestanden. Man liess einander auf geheime Weise wissen, wann und wo der Priester vorbeikommen würde um zu predigen, für das Abendmahl, die Taufe usw. So erfuhr die Grossmutter von den Nonnen, wann wir zur Taufe in ihrem Haus zu erscheinen hätten und welche Handlungen dabei vorgenommen würden.

Die Grossmutter kaufte Kleider und Wäsche, Hemdchen, Höschen, verziert mit noch vorhandenen Spitzenklöppeleien, so erschienen wir bei den Nonnen. Bevor wir das zweite Zimmer betraten, verharrten wir einen Augenblick in der Küche. Gemäss dem Ritual sanken wir auf die Knie. Die Küche war arm, die Luft durchtränkt von einem unbekanntem und deshalb nicht sehr angenehmen Geruch. Vor der Taufe prüften uns die Nonnen auf unsere Kenntnis der Gebete, belehrten uns über religiöse Regeln. Jedes Mal, wenn wir nach Haus zurückkehrten, erhielten wir kleine Geschenke, ein Krüglein mit Mehl, oder mit Erbsen, manchmal drei Eier, die sie sich wohl am Munde abgespart hatten. Man muss sagen, dass sie das nicht einfach so taten, sie auferlegten uns Aufgaben, zum Beispiel das mehrmalige Abschreiben von Gebeten, die sie unter die Gläubigen verteilten. Mir fiel die Arbeit schwer, ich tat sie nicht gern. Man musste in Druckbuchstaben schreiben, was ich nicht gut konnte, und, das Wichtigste, ich verstand den kirchenslawischen Text nicht und er langweilte mich deshalb. Dennoch halte ich dieses Vorgehen beim Erweisen von Hilfe für richtig, sie übten nicht einfach Mildtätigkeit, sondern liessen sich ihre Hilfe durch Arbeit entgelten.

Ich erinnere mich an das zweite Zimmer, wie es meine Fantasie verblüffte, dort lief die Taufe ab. Alle Wände waren vom Boden bis zur Decke mit Ikonen bedeckt,

51 aus jeder schauten uns Heilige mit traurigen Augen an. Die Nonnen hatten die Ikonen in der Nacht vor der Zerstörung der Kirchen gerettet. Das blieb ein Geheimnis, und deshalb durften wir die Schwelle zu diesem Zimmer nie überschreiten. Aber dank des Tauffeiertages wurde dort die Kinderbadewanne eingerichtet, man errichtete ein Predigerpult, es kam noch eine Frau, Valentina, die die Taufpatin Oljas. Sie stellten uns ins Wasser und übergossen uns, während sie beteten und uns ein Kreuzchen ansteckten.

Danach gingen wir zu unseren Beschützerinnen und Patinnen. Mit ihrer Hilfe und nach ihren Angaben beachteten wir alle religiösen Feiertage und Gewohnheiten. Den nächsten Feiertag, Ostern, verbrachten wir im Hause unserer Tante Valentina der Patin Oljas. Ich erinnere mich an vieles Ungewöhnliches. Die Räume in diesem Hause waren blau und wegen des Feiertages geschmückt. Den Boden bedeckten hausgewebte Matten, an den Fenstern schneeweisse Vorhänge, ein Überwurf auf dem Bett. Überall standen Vasen mit Blumen. Der russische Ofen strömte Wärme aus, auf dem Tisch trieb ein Teig auf, auf dem Fensterbrett lagen Osterkuchen und gefärbte Eier. Leute verschiedenen Alters waren im Zimmer, sie bereite-

ten die Kuchenfüllung zu (das war das erste Mal, dass ich diese herrlichen Zwiebelkuchen zu kosten bekam) und sangen dazu. Natürlich nur religiöse Bittgesänge. Wir verstanden nichts, wir standen nur mit weit offenen Augen da und hörten zu. Alles war ungewöhnlich. Aber eine solche Feier ohne Heiterkeit und Bewegung löste bei Olja und mir kein Interesse aus. Seit diesem Tage rief die nutzlose, erzwungene Feierlichkeit bei mir die Sehnsucht nach Büchern hervor.

Dieses ganze Leben berührte unsere Schule nicht, kein Mensch wusste, dass wir ein geheimnisvolles Parallelleben führten. Es ist wahr, es gab eigenartige Zwischenfälle, beim Herumtollen in den Pausen, oder bei den Spielen im Schulhof kam unter dem roten Pionierhalstuch das Kreuzchen zum Vorschein, ich erschrak, aber über das Ganze gesehen hat niemand je etwas gesagt.

Ich kann nicht sagen, dass zwischen uns und den Nonnen etwas wie Zuneigung entstand. Charakter, Strenge und finstere Wesen erlaubten es nicht uns ihnen zu näherzukommen, sie ihrerseits verspürten offensichtlich kein Bedürfnis sich milde zu geben, uns zu liebkosen. Sie erfüllten einfach ihre christlichen Pflichten. Aber ich bin dem Schicksal dankbar, dass sie uns jene geheimnisvolle, wichtige Seite geöffnet haben, uns ein völlig neues Wissen zugänglich machten und unseren Verstand und unseren Charakter bereicherten.

Unsere Beziehungen kamen unerwartet zu einem Ende, man führt uns beinahe

zwangsweise aus der Stadt weg und es gelang uns nicht, unsere Beschützerinnen zu verständigen. Als unsere Mutter von der Hilfe erfuhr, die uns die Christuschwestern erwiesen hatten, suchte sie diese nach ihrer Freilassung aus Balašov auf, dankte ihnen

52 und bot ihnen ständige medizinische Hilfe an. Was aus ihnen danach geworden ist, weiss ich nicht. Bei unserer letzten Reise dorthin fanden wir von ihrer Siedlung keine Spur.

Das Jahr 1941

Unerbittlich näherte sich die Zeit dem Jahre 1941. Im Mai beendete ich die zweite Klasse. Der Sommer stand bevor, die kurzen Schulferien mit Jekaterina Fjodorovna, und den Klassenkameraden. In der Mehrheit wohnten sie in anderen Strassen, aber zusammen Ferien zu verbringen sagte mir nicht sonderlich zu. Es gab zuhause viel zu tun, Schlangestehen beim Einkaufen von Lebensmitteln und Petrol und die klei-

ne Schwester Olja. Sie wuchs als stilles, gehorsames Mädchen, das einzige Unglück war, wenn eine von uns krank wurde. Einen Arzt herbeirufen konnte man nicht, die Grossmutter wurde mit unseren Krankheiten selbst fertig. Umschläge, Einreibungen, Rizinusöl und jeden Tag Fischöl. Wir glaubten an Grossmutter Heilkunde, deshalb wurden wir immer schnell gesund. Die Grossmutter, wie immer, ängstigte sich davor, sich mit Unbekannten anzufreunden und gezwungen zu sein zu erklären, wo die Eltern der Töchterchen seien. Hin und wieder gelang es mir auf die Strasse zu entwischen, wo die Nachbarskinder den ganzen Tag über verschiedene Spiele betrieben: Schlagball, Zeisig Aufblasen, Schnurspiel, überzählige Dritte und viele Ballspiele. Ich liebte alle diese Zeitvertreibe, ich konnte bis tief in die Nacht hüpfen und springen und unterzog mich widerspruchslos Grossmutter Ruf, nach Hause zu kommen. Noch mehr aber liebte ich es zu lesen, ich litt, wenn ich kein neues Buch erhielt, alles war recht, was mir unter die Hände fiel. So las ich im Alter von 10 Jahren erstmals „Kosaken“ von L. Tolstoi, „Ruhiger Don“ von M. Šolochov – auf diese Bücher stiess ich zufällig auf dem Fensterbrett des Hausmeisters. Dann bat Grossmutter Tante Šura, mich in der Bibliothek einzuschreiben. Aber nicht diese Bibliothek, andere Quellen linderten meinen Lesedurst.

An einem Junitag begab sich die Grossmutter auf den Markt. Als sie nach Hause gekommen war beschloss sie, noch etwas zu kaufen: gutes Mehl. Sie verliess das Haus, kam aber schnell zurück, da der Markt weitab von unserem Hause war. Sie war beunruhigt, verstimmt, ohne Einkauf. Danach ereigneten sich im Lande sonderbare Veränderungen. Als sie das zweite Mal zum Markte ging, herrschte dort Panik, die Leute nahmen alles, was sie habhaft werden konnten. Vor den Augen der Grossmutter verödete der Markt, sie hörte das schreckliche Wort KRIEG.

53 **Krieg – Tatjana Zacharovna Lebedeva**

Bevor ich an die Kriegszeiten herangehe, muss ich unbedingt von Tatjana Zacharovna Lebedeva erzählen, auf die wir trafen und die uns mit dem Kriege verband. Sie wurde in Balašov geboren, ihr Geburtshaus lag im nördlichen Stadtteil, etwa im Gebiet des Bahnhofs Chopjor. Ich war nur ein einziges Mal dort, und erinnere mich deshalb nur ungenau, wo es war. Die junge Frau wurde an einen jungen Mann der wohlhabenden Familie Lebedev in Balašov verheiratet. Ihr langes Haus stand, und steht noch immer, in der Mitte der Oktoberstrasse von Japan. (Japan ist ein Dorf, das ursprünglich von Soldaten des japanisch-russischen Krieges gebaut und bewohnt worden war). Solche Häuser baute man auf Rechnung einer grossen Familie

und jeder Neuverheiratete erhielt einen Hausteil mit eigenem Eingang. Wie ich mich erinnere, gab es bei den Lebedevs einige Töchter und einen Sohn, der der Mann von Tanja wurde. Auch ihm wurde aus Küche, Kammer und Korridor ein Hausteil mit eigenem Eingang zugeteilt.

Sie hatten schon zwei Kinder, den Sohn Kolja und die Tochter Zina, als der Mann die Familie und Dorf verliess. Tanja blieb allein und musste Arbeit suchen, einen Beruf hatte sie nicht. Um die Zeit, als wir Japan fanden, arbeitete sie im Laden Nr. 3. Darüber ist später zu erzählen. Er lag in der Mitte der Siedlung, an der Ecke der Kooperativenstrasse und der Vorovsker Strasse, ein einstöckiges Gebäude mit einer grossen Treppe. Dort verkaufte man alles: Nadeln und Faden, Heringe usw. Die Auswahl war nicht gross, aber sie genügte den Bedürfnissen der Bewohner. Alle nannten den Laden einfach „der Dritte“ (es gab noch den „Ersten“ beim Bahnhof), er spielte in der Siedlung eine besondere Rolle, war sozusagen das Zentrum, Klub, Versammlung- und Informationsort. Die Hausfrauen waren einmal am Tage dort, zum Einkauf des Unentbehrlichen, um Neuigkeiten zu erfahren, ihren Obliegenheiten nachzugehen, Rat zu fragen oder auch nur, um über irgendetwas Informationen zu bekommen. Das erste Mal geriet ich in den Laden, als wir im „Ersten Lager“ wohnten. Da sah ich Tatjana Zacharovna. Niemand nannte sie so, die Erwachsenen nannten sie Tanja, die Kinder Tante Tanja. Sie war die Leiterin dieses Handelshauses, alles musste sie allein erledigen: Waren entgegen nehmen, auf die Regale stellen, Kisten auspacken, den Verkauf besorgen und das Geld einnehmen. Männer, die etwas einkauften, halfen ihr hin und wieder, besonders, wenn es Kisten mit Vodka umzustellen gab oder Heringfässer zu öffnen. Sie war nicht gross, kräftig, behäbig, wortkarg, lächelte kaum, aber sie wusste

54 alles zu richten, von den Schaufenstern bis zu den Haushaltartikeln. Sie erzählte nie weiter, was sie vernahm, dabei hörte sie vieles. Von der Ladenöffnung bis zum Ladenschluss war das lokale Radio in Betrieb. Man achtete sie und hielt sie so etwas wie für den wichtigsten Menschen der Siedlung, von den Offiziellen war sie allen am nächsten. In der Siedlung Japan gab es keine Verwaltung, die städtischen Behörden waren weit weg, in der Stadt. Alle wussten, dass Tanja eine verlassene Frau war, dass sie zwei Kinder aufzieht, dass sie im Haus ihres Mannes wohnt, zusammen mit unangenehmen Schwägerinnen. Manchmal befiel die Frauen Japans Mitleid und der Wunsch, ihrem Schicksal nachzuhelfen. Sie begannen einen zu ihr passenden Mann zu suchen und wollten sie überzeugen das sie, und wenn es nur für die Kinder wäre, ihr Schicksal in die Hände nehmen sollte. Sie selbst hatte das

versucht, als die Kinder noch klein waren, es waren nicht wenige, die ihr Glück wünschten. Zweimal versuchte sie es, beide waren mehr als erfolglos. Einer der Männer fiel vom Schiff und ertrank, den zweiten schmiss sie wegen seiner Trunksucht aus dem Haus. Und nun waren es schon sieben Jahre, dass niemand sie störte, sie selbst entschied, dass sie nicht das Glück suchen musste und die Verwandten ihres Mannes und die Kinder aufregen sollte. Die Kinder waren nun erwachsen, der Sohn in der Armee, die Tochter besuchte die zehnte Klasse, sie selbst war um die Vierzig. Sie hatte seit langem zwei Freundinnen, Klava, eine schwerhörige Frau, mit dem Österreicher Filvarin verheiratet, und Zoa. Eines Tages kam Zoa in den Laden, mit der üblichen Mitteilung über einen passenden Bräutigam, Witwer mit eigenem Haus und Betrieb, sympathisch und sagt Zoa, er möchte Tanja heiraten. Zoa dachte ... Tanja lehnte entschieden ab, drei Mal genügten ihr, zudem war sie nicht mehr jung, und gegenüber den Kindern war es in diesem Alter eine Schande ... Die Freundin gab lange nicht auf und liess endlich ab. Tatjana Zacharova arbeitete und lebte wie gewohnt weiter.

Aber dann hörten die Käuferinnen mit dem „Zungenhammer“ auf, als sie das Unglaubliche hörten: Tanja war in Lachen ausgebrochen! Sie lachte über die Bemerkung irgendeines Mannes, der ihr vorschlug, ihr beim Umschichten der schweren Kisten zu helfen. Der Mann war öfters im „Dritten“ vorbeigekommen und bald bemerkte man, dass sie abends, nach der Arbeit, nicht allein war. Tanja veränderte sich sehr, sie war lebhaft, lächelte oft und war lustig. In der Siedlung verbreitete sich das Gerüde, Tanja habe sich verliebt. Der Mann gefiel allen, vertrauenswürdig, redselig, gegenüber Tatjana aufmerksam. Und bald sagte Tanja ihren Freundinnen (und damit der ganzen Welt), dass sie heiraten werde. Klava war über diese Nachricht vorsichtig, ungläubig und auf der Hut, aber Zoa lachte Tränen. Es zeigte sich, dass der Bräutigam der gleiche Mann aus Armavir war, ein reicher Witwer, den sie Tanja empfohlen und den diese entschieden

55 abgelehnt hatte. Nun erwies sich der Mann als verständig, er kam selbst um die mögliche Braut anzusehen, sie gefiel ihm und er beschloss, ihr den Hof zu machen. Und so verliebte sich unsere Tanja das erste Mal in ihrem Leben und, ohne war, ohne weiter nachzudenken, mit der Ehe und dem Wegzug aus der Siedlung einverstanden. Der Sohn war schon in der Armee, die Tochter hatte keine Einwände. Dagegen war aber der Bahnhofvorstand, er wollte nicht auf eine bewährte Arbeiterin verzichten. Die Schwägerinnen sagten ihr Armut voraus. Man machte sie schlecht: ein viertes Mal heiraten! Schamlos. Sie warnten, sollte sie zurückkommen, würde

man sie nicht ins Haus lassen, die Kinder wachsen heran (d.h. man braucht den Platz selbst). Tanja verkaufte ihr Eigentum, behielt vom Erworbenen das wertvollste und das Nötige. Vom Erlös gab sie einen Teil Zina, sie steckte es ihr vor der Abreise in die Jackentasche. Den grösseren Betrag steckte sie in die Handtasche. Sie verreisten früh morgens mit dem LKW, den Tanjas Mann gemietet hatte. Ihm lag daran sich zu beeilen um, wie er sagte, den Ort des Geredes verlassen zu können, weg von den Vorwürfen der Schwägerinnen, von den Tränen der Mütter. Sie wollten die Eheschliessung in Armavir anmelden. Der Morgen versprach einen heissen Tag, für die Reise trugen sie leichte Baumwollkleider, die Reise würde lang sein. Zina setzten sie in die Kabine, die Jungen wurden auf der Ladebrücke, zwischen den Waren, untergebracht. Sie fuhren den ganzen Tag. Bei Anbruch der Dämmerung beschlossen sie anzuhalten. Mutter und Tochter gingen etwas weiter in die Steppe, weder Stauden noch Schlucht waren zu sehen. Und als sie ziemlich weit vom LKW entfernt waren, vernahmen sie das Geräusch des Motors, sich umkehrend sahen sie den abfahrenden LKW. Sie schrien auf, liefen hinterher. aber ... Dieses Verbrechen war sorgfältig ausgedacht und durchgeführt worden.

Die überrumpelten Frauen, verloren, in leichten Kleidern und barfuss fanden sich in einer unbekanntenen Steppe, nicht wissend, wo sie waren, was jetzt zu tun, wohin zu gehen sei. Sie liefen aufs Geratewohl los in der Hoffnung, zu einer Strasse oder einem Fussweg zu gelangen. Am Morgengrauen zeigte sich eine Stadt mit einer Bahnstation, es war Armavir. Der erste und wichtigste Gedanke war, sofort zur Polizei zu gehen. Dort fuchtelte man mit den Händen und schrie: „Was denkt ihr? Seht ihr nicht was im Bahnhof, im Lande, in der Welt abläuft?“ Sie aber sahen und spürten nichts ausser einer riesigen, ungeheuerlichen Kränkung, die ihnen dieser trügerische, grausame und heimtückische Mann zugefügt hatte. Die Polizei weigerte sich strikte sich der Sache anzunehmen, daher nannten sie den Namen des Beleidigers nicht und waren unschlüssig ob sie den eigenen nennen sollten, denn er hatte ihre Papiere, die sie ihm, aus Naivität, ausgehändigt hatten, ohne seine zu prüfen. Und wohnte er nicht in Armavir? Erschöpft und entkräftet und nun wissend, was ihnen zugestossen war, gingen sie sie zum Bahnhof um sich etwas auszuruhen und ahnten schon unterwegs, dass etwas nicht stimmte. Die Leute rannten hin und her, zum Schalter, vom Schalter, Kinder weinten,

56 Frauen kreischten, in diesem Wirrwarr hörten sie, was die Leute in einen solch panischen Zustand versetzte: **Der Krieg hat begonnen.**

Hungrig und verschmutzt waren die armen Frauen, als sie beim Bahnhofgebäude ankamen, dank sei Gott beachtete sie niemand. Und plötzlich sahen sie in dieser ungeordneten Masse das magere bekannte Gesicht einer Frau aus Balašov. Sie war in Begleitung ihres Mannes und des Sohnes, auf der Rückreise vom Urlaub. Tanja musste sich überwinden zu ihnen zu gehen, erklärte das Geschehene, wie sie mit der Tochter in diese beklemmende, ausweglose Lage geraten sei und bat um Hilfe. Die Frau reichte aus dem Korb alles, was sie hatte und zählte das Geld ab, das sie selbst brauchten, und gab den Rest den Unglücklichen. Das reichte für eine Fahrkarte bis zum Bahnhof Chopjor (in Balašov) und zwei Piroschken. Sie wuschen sich und assen auf dem Bahnsteig, beim Wasserhahn, in Angst vor den Kontrolleuren. Aber diese kamen nicht. Bei der Kontrolle war alles drunter und drüber. Leute kamen zurück, da sie nicht bis zum Bestimmungsort gelangt waren, gaben die Fahrkarte zurück und erhielten eine für gegenüberliegende Seite. Die gewöhnlichen Wagen waren überfüllt, man sass abwechslungsweise und gegen Abend langten sie in Balašov an.

Sie liefen in der Dunkelheit zum Bahnhof Chopjor und sassen unter der Brücke nieder, sie wollten den Bekannten nicht unter die Augen geraten. In der Dunkelheit klopfen sie an das Häuschen von Tanjas Mutter. Die ganze Nacht weinten sie, schweigend dachten sie nach, wie weiterleben, das Wichtigste: wo. In der elterlichen Bude war es eng, und erst zu Dritt. Ja, der Sohn wird zurückkommen.

Sie überlegten gründlich, fanden aber keinen Ausweg. Die Schwestern des Mannes, Lebedev, warnten (wie sie erraten hatten) dass man Tanja nicht ins Haus lassen wird. Denn nicht nur Wohnraum, auch die unerlässlichsten Dingen wie Kleider, Schuhe und vieles andere, was der Mensch zur braucht, sind nötig. Geld gibt es keines, Beschäftigung hat keiner und woher die Einnahmen? Erst gegen Morgen schliefen sie auf dem Boden ein, hinter einem Vorhang. Tanja hatte verlangt niemand etwas zu sagen. Schreien und Weinen Klavas weckten sie auf, Tanja ging zu ihr um sie zu trösten.

Das Elend war gross. Im Zusammenhang mit der Bekanntmachung des Krieges wurde dem Österreicher Filvarin befohlen, zusammen mit der Familie innert 24 Stunden die Stadt zu verlassen, als Wohnort wurde ihm die Stadt Jalutorovsk zugewiesen. An der Hand führte er die kleine Tochter. Wichtiger aber war ihm, und darüber grämte sich Klava, dass sie das einzige Eigentum verloren, das eben erst gebaute Häuschen. Während Jahren hatten sie einige jämmerliche Rubel auf die Seite gelegt (die Löhne waren niedrig), um

57 an den Bau einer eigenen Unterkunft heranzugehen, sie fanden einen Kompagnon, Bahnhofarbeiter wie sie, Juri Makarov. Sie beschlossen gemeinsam ein Haus mit zwei Eingängen zu bauen. Sie fanden einen guten Platz in der Erste-Mai-Strasse, ganz in der Nähe von Tante Šura. Nach und nach bauten sie, noch brachten sie keine Dinge ins Haus und zogen auch selbst nicht ein, und da kam der 22. Juni. Der Traum vieler Jahre von schon nicht mehr jungen Leuten krachte zusammen, Angst, dass der Staat das Häuschen an sich reißen könnte, wo sollten sie dann wohnen? „Wenn jetzt Tanja hier wäre, sie würde sich etwas einfallen lassen“, jammerte Klava. Tanja wurde ihrer Rolle gerecht, sie ging zu ihnen. Und da die Zeit knapp war, musste sich Filvarin schnell, dass Tanja mit Zina in das Häuschen einziehen und ihm jeden Monat einen symbolischen Betrag für Miete senden würde, damit bewiesen werden könne, dass sie nur vorübergehend in diesem Hause Wohnung genommen hatten. So zeigte sich ein erster, unerwarteter Lichtstrahl in dieser traurigen Geschichte.

Am frühen Morgen des 25. Juni 1941 trat Tante Šura auf die Veranda und durch den niedrigen Zaun, der ihren Hof vom benachbarten trennte, sah sie eine Frau und hörte deren Weinen. In ihr erkannte sie, zu ihrer Verblüffung, Tanja, Tatjana Zacharovna, welche am 21. Juni durch die ganze Siedlung zu ihrer Hochzeitsreise verabschiedet worden war. Sie ging zu ihr und fragte, ja fragte sie aus, in welchen Schlamassel sie geraten wäre, und sie erzählte, dass sie nun hier in der Nr. 74 der Erste-Mai-Strasse wohnen würde, sie besitze weder Bettwäsche noch Haushaltgeräte, wisse nicht wie sich arrangieren, sie komme nicht zurecht. Unsere Tante schlug ihr vor, die Grossmutter mit den Verwandten zu sich zu nehmen, die Verwandten werden mit Sachen aushelfen, zusammen wird es leichter sein. Tatjana Zacharovna war einverstanden. Tantchen mietete sofort ein Fuhrwerk. Mit Hilfe des Fuhrmanns warfen sie unsere Sachen auf den Leiterwagen und bald danach erschienen sie bei ihrer neuen Unterkunft in der Erste-Mai-Strasse.

Als Haus kann man diesen Bau nur bedingt bezeichnen. Jeder Teil (jener von Makarov und von Filvarin) bestand aus einem dunklen engen Flur, winziger Küche, etwa 4 m², und kleine Kammern (12-13 m²). Die Wände bestanden aus mit zwischen zwei mit Schlacke aufgefüllten Trennwänden, die Bretter waren verputzt und geweißelt. Kleine Fensterchen: zwei in der ersten Kammer und eines in der Küche, die im Winter durchfrozen, deshalb lagen auf den Fensterbrettern Lumpen, aus welchen das Wasser in die darunter festgebundenen Flaschen tropfte. Uns wurde ein Platz in der Küche zugeteilt, ganz dicht nebeneinander in einer Ecke stel-

le man die Koffern hin, in einer Ecke, beim Ofen, schliefen die Grossmutter und Olja, in einer anderen ich. Mein Koffer lehnte gegen den Küchentisch. Den grössten Teil der Küche belegte der Ofen, der die Küche und das Zimmer wärmte.

58 Hier muss man auch von einem Geschenk sprechen, das das Schicksal unseren Lebedevs bereitete. Die Schwestern ihres ersten Mannes waren bereit Möbel abzutreten, welche ihrem Bruder gehört hatten und die im Haus verblieben waren. Auf diese Weise erhielt Tante Tanja zwei leere Betten, einen Tisch, vier Wiener Stühle und eine leere Kommode.

Natürlich teilten wir alles, was wir konnten. Einzig etwas war nicht gut, die Kleider der Mutter passten Tante Tanja nicht, Mama war grösser und schlanker. Tatjana Zacharovna musste die Stelle wieder bekommen und sich so kleiden, dass sie sich vor der Leitung nicht zu schämen hatte. Mit fremden Kleidern und Schuhen machte sich Tanja auf den Weg zum Bahnhof. Aber der Vorstand freute sich – „nimm die Schlüssel und beginne gleich heute“. Seither konnten sie keine passendere Person finden.

Was für eine Neuigkeit, Tatjana Zacharovna war zurückgekehrt, schnell verbreitete sie sich in der Siedlung Japan. Während die ersten bedrückenden Kriegstage vergingen und alle sich mit ihren Arbeiten abmühten, gaben einfache Leute Beispiele von Uneigennützigkeit und Güte. Ich erinnere mich, wie arm sie lebten. Und buchstäblich schon am Tage des Eintrittes in das gemeinsame Leben mit Tante Tanja rückten Frauen zu unserer Hilfe an. Die ersten Besucherinnen riefen mit ihren Fragen über was weshalb meinen Widerwillen hervor. Gegen Abend kamen so drei bis vier Besucherinnen zusammen. Und bald stellte sich heraus, dass jede der Frauen ein bescheidenes, aber nützliches Geschenk zurückgelassen hatte. Innert kurzer Zeit gab Japan Tatjana Zacharovna Kleider und Schuhe gar im Überfluss. Die Besucherinnen schämten sich ihrer bescheidenen Geschenke und übergaben sie nicht direkt, sondern legten sie an unauffälligen Stellen nieder, Pakete mit Kleidern, Strümpfen, Bettwäsche, Seife, Tüchlein und sogar eine Wattejacke. Wir fanden diese Geschenke in der Scheune, auf dem Fensterbrett, unter den Kissen. Tanja weinte vor Dankbarkeit, Grossmutter betete für die Gesundheit dieser Menschen. Ich schämte mich meines Verdachtes. Das war ein Beispiel mehr von Mitgefühl, Güte, Uneigennützigkeit. Wir wurden mit allem im Überfluss ausgestattet.

Ich habe nicht erzählt, wie wir und Tante Tanja uns aneinander gewöhnten. Alles war sehr einfach. Es war wie wenn wir uns schon seit langem kennen würden. Sie stellte keine Bedingungen, vom ersten Tage an lebten wir wie eine Familie zu-

sammen. Ich erinnere mich auch, dass Tatjana Zacharovna an die Elternversammlungen meiner Klasse ging. Ohne Umstände verteilte man die Pflichten im neuen Haushalt: Grossmutter führte den Haushalt, bereitete das Essen zu, ich räumte die Wohnung auf. Tante Tanja arbeitete. Zina kapselte sich ab, sie trug schwer am Vorgefallenen, weigerte sich die Schule zu besuchen und nahm in einer Fabrik Arbeit an.

59 Sie hatte 9 Klassen besucht, aber an die SCHPM (unbekannte Abkürzung) wollte sie nicht. Zu Hause blieb sie unsichtbar.

Auf schwere und tragische Art brach der Krieg in unser Leben ein. Plötzlich verschlechterte sich die Nahrung. Das wichtigste Nahrungsmittel waren Kartoffeln. Für uns war das leichter als für andere. Tanja vertrieb alle unsere Kartoffeln im Laden.

Zudem versorgte sie als Eisenbahnerin alle Häuser mit Heizmaterial. Wir liefen nicht mehr zum Markt. Dazu kam zu Beginn die Besorgung der Gemüsebeete im kleinen Hof und der kleinen Flecken Landes ausserhalb der Stadt, wo die Leute Kartoffeln pflanzten. So waren alle sehr beschäftigt, sie kamen nur selten zusammen, ausser Olja und ich, die in der Freizeit bei der Grossmutter waren.

Speisekartoffeln – das ist Leben

Wer den Krieg überlebte weiss sehr gut, was die Kartoffeln für jede Familie bedeuteten. Unter Stadtbedingungen, mit der beschränkten Anbaufläche, war es so gut wie unmöglich etwas Gemüse anzupflanzen. Nur wenige jener hungrigen Frauen die, mit den Kindern und den Alten zurückgeblieben, und Tag für Tag in die Arbeit eingespannt (hier ist wohl Fabrikarbeit gemeint) , konnten zu Fuss in die Gärten in der Vorstadt gehen, auch an Saatgut zu gelangen war nicht leicht. Die Speisekartoffel war die einzige Hoffnung. Nebst den schlechten Nachrichten von der Front war deren Verderb oder Diebstahl das Schlimmste. Diese ständige Angst plagte jede Familie. Die Kartoffeln beschützte man wie den Augapfel.

Die Verantwortung für die Nahrungsmittelmarken wurde den Verkäufern aufgebürdet und streng geprüft. Tante Tanja musste jeden Abend, nach Hause zurückgekehrt, manchmal sehr spät, sich hinsetzen und die Marken in die Hefte einkleben. Sie trug sie behutsam in zusammengerollten Lappen und teilte sie vorerst nach Arten auf: 400, 500, 800 gr, für Brot, Zucker. Dann klebte sie diese auf getrennte Listen und jedes Mal ängstigte sie sich, ob sie wohl keine verloren und oder sich bei der Ausgabe der Ware nicht geirrt hatte. Es kam vor, dass sie auf dem

Stühle vor diesen Listen einschloß. Bisweilen half ich ihr, mir lief mit meinen kleinen Fingern alles schneller und genauer. Als ich dann grösser wurde, zog mich Tante Tanja zur ständigen Arbeit heran.

Die Leitung schätzte und würdigte die Arbeit von Tatjana Zacharova für ihre Zuverlässigkeit, Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit und besonders deshalb wurde sie immer wieder an andere Orte gesandt, wo es wichtig war. Als ich zuerst mit ihr zum Laden zur Arbeit ging, beschäftigte sie sich mit der Zuteilung der Rationen an die Zugsbrigaden, die die Truppen an die Front führten. Unsere örtliche Fabrik wurde zur Produktion von Kriegsmaterial umgerüstet.

60 Die Fahrten waren gefährlich, niemand konnte wissen, ob man einer Beschiessung oder Bombardierung entgehen würde. Diesen Leuten wurden besondere Rationen zugeteilt. Darin gab es Brot, Zucker, Schokolade, Wurst, Salz und Zündhölzer, vielleicht noch anderes, an das ich mich nicht mehr erinnere. Tante Tanja arbeitet mit einer Kollegin zu zweit. Manchmal benachrichtigte sie uns, sie müsse die Nacht über bleiben, da die Fahrpläne der Züge sich den Erfordernissen entsprechend änderten. Wir vereinbarten folgendes: Ich sitze im Laden und wenn die Rationen ausgegeben werden, klebe ich die Gutscheine ein. Dafür versprach man mir die Krümel, die aus den Mehlsäcken ausgeschüttet wurden, Schokoladekonfekt und Wurstan schnittchen mit dem Schnürchen dran. Man setzte mich in das leere Schaufenster, ich richtete mich dort ein und stellte den Mehlkleister und das Häufchen Papiere vor mir auf. Das war natürlich zur Zeit der Sommerferien, ich ging gegen Mittag in den Laden. In einem Arbeitstag gelang es mir, alle Marken einzukleben, den Verkäufern oblag es nur noch, sie zu nachzuzählen. Am Abend, manchmal auch nachts, kehrten wir nach Hause zurück. Das war ein weiter beschwerlicher Weg, denn das Haus befand sich in der Gegend des Bahnhofs.

Dann wurde Tanja zur Bedienung der Brigaden zum Bahnhof Chopjor beordert

weil es für diese einfacher war, die Rationen dort in Empfang zu nehmen. Nach einiger Zeit wurde wieder alles geändert, man bediente die Zugs-Brigaden in einem auffälligen Gebäude, das zwischen den Geleisen stand, weitab vom Bahnhof, etwas näher beim Geschäft mit einem Buffet, in welchem Tatjana Zacharova arbeitete, und einem Essraum für einen kleinen Kreis von Arbeitern. Dorthin kam ich oft um die Marken einzukleben. Ich wurde als Belohnung mit Grütze bewirtet, die manchmal mit einer senfartigen Butter begossen war. Zu Hause wurde eine sogenannte

Kohlsuppe ausgeschöpft – Wasser, in welchem grob zugeschnittene Kohlblätter schwammen.

Das Jahr 1943

Es brach das Jahr 1943 an, in welchem sich unser, trotz der Schwierigkeiten des Krieges, gutes und geordnetes Leben ändern sollte. Davon aber wussten wir nichts, und darüber nachzudenken, welche neue Erfahrungen uns das Schicksal bereitere, vermochten wir nicht.

Im Frühjahr 1942 setzten wir auf einem ziemlich grossen Landstück bei der Siedlung Kartoffeln, so hatten wir im Winter genügend dieses Gemüses, soviel, dass die Grossmutter einen kleinen Handel aufzog: Sie buk Kartoffelkuchen und verkaufte sie am Bahnhof, aus den erbsenkleinen Kartoffeln stellte sie Stärke her. Auch in unserem Hofe hatten wir einige Kartoffelbeete.

So ging es dem Ende des Winters 1943 entgegen. Und dann begrüsst wir ungewöhnliche Gäste: Der Bahnhofsvorstand und der Sekretär des Bahnhof-Partei-Komitees. Sie kamen, um Tanja für den Lokomotivführer Nizhegorodzev zu freien. Er war in schwierige Umstände geraten.

61 Da er dienstlich während Monaten abwesend war – er führte Truppen an die Front, eine schwere Arbeit – hatte seine Frau sich mit einem Materialverwalter des Flughafens verbandelt. Dieser gab ihr Piloten-Uniformstücke, die sie verkaufte. Sie wurden festgenommen, ihm drohte die Erschiessung. Bei der Vernehmung behändigte die Frau sich eines Rasiermessers vom Tische des Verhörenden und schnitt sich damit in der Nacht die Adern auf. Sie war schon beerdigt, als der Mann zu seinem verwaisten Haus zurückkehrte. Der Sohn trieb sich verwehrlos durch die Strassen und ging nicht mehr nach Hause. Offenbar war der Arbeiter Nizhegorodzev wichtig und zudem ein guter Mann, nicht ohne Grund bemühten sich nun solche Leute ihm bei den schwierigen Problemen zu helfen.

62

Unerwartete Brautwerbung

Tanja war überrumpelt. In ihrer Erinnerung liefen ihre vier Heiraten vorbei, wovon die letzte eine besonders schreckliche. Lange wusste sie mit dem Besuch der Leitung und dem unvernünftigen Vorschlag nicht umzugehen, weshalb gerade sie? Kannte man sonst wirklich niemand? Hartnäckig und immer wieder kamen sie zu der armen Frau und beschworen sie, dem Sohne und dem Vaterland, am Ende geradezu der Sache der Front (Krieg) zuliebe, sich zu opfern. Sie erklärten, dass man

sie sie als ehrenhafte Frau kenne und alle anderen auch erwogen habe, aber es gäbe keine bessere als sie. Zudem bedeutete man ihr, dass sie in ein gutes Haus käme, denn nach dem Kriege wird der Mann heimkehren, und du, wohin du auch gehst, du bist nicht mehr jung. Aber hier ist ein guter Mann und du bist versorgt. Dazu ist zu sagen, dass die Lokomotivführer bei der Regierung besonders gut angeschrieben waren, man gab ihnen schöne Häuser mit viel Land rundherum. Es gab auch besondere Strassen, bei den Geleisen, wo man für sie Häuser baute.

Aber Tatja Zacharovna sagte resolut: Nein. Die alles andere als unbedeutenden Gäste gingen. Aber dann erschien erneut eine Delegation, um Tanja zu überreden, aber sie blieb hart. Zoa kam und lockte sie damit, dass sie bis zum Tode dort leben könne. Tanja widersprach. Die Grossmutter und ich gerieten jedes Mal in grosse Aufregung, eine Heirat Tanja würden uns mehr als alles andere schmerzen. Jedes Mal horchten wir in das Gespräch hinein, in unserer kleinen Behausung gab es zwischen der Küche und dem Zimmer keine Türe, man konnte alles hören. Aber Tanja gab nicht nach.

Aber eines Tages kam jener an, von dem in unserem Haus so viel gesprochen worden war: Lokomotivführer Nizhgorodzev selbst. Ich nenne ihn die ganze Zeit nur nach dem Familiennamen, weil ich mich nicht an seinen Vornamen erinnere. Er kam nach einer ermüdenden Reise an, bedrückt ob des zu Hause Vorgefallenen, hoffend dass ihm Tanja Lebedeva helfen würde (ich nehme an, das haben ihm die Leute eingegeben)

62 er kannte sie ja nicht. Er war nicht gross, kein schöner Mann, führte keine anregenden Gespräche, sei es aus Unvermögen, oder aus seinem Gemütszustande und aus Erregung heraus. Er schaute Tanja traurig an und bat sie um ihr Einverständnis. Ich weiss nicht, was Tante Tanja bei dieser Belagerung dachte, aber entweder war sie des Widerstandes müde, oder sie wollte vor der Absage ihren letzten Trumpf ziehen. Sie sagte zu ihm sie sei einverstanden, wenn er auch die Grossmutter und die Kinder mitnehme.

Er war einverstanden. Wir freuten uns, soviel hatten wir über sein Haus gehört, geräumig und schön, und wir wünschten umzuziehen, wir, das bin ich und die Schwester Olja. Die Grossmutter war dagegen, aber froh, dass Tanja uns nicht fallen liess.

Wir heiraten (unklar, weshalb die „Wir“ Form gewählt wurde)

Im Vergleich mit all den vorherigen Unterkünften war dies ein wahres Herrenhaus, eine Villa mit einem grossen Umschwung, gut gebauter geräumiger Scheune und Keller. Wir zogen ohne unseren Lokomotivführer um, er war wieder auf Dienstreise. Es gab darüber umständebedingt nichts Offizielles, wir wussten von nichts. (da alles der Geheimhaltung unterlag. Anm. R.D.)

Das Haus war, wie man zu sagen pflegt, ein gemachtes Nest (im Russischen: eine gefüllte Schale. Anm. R.D.), alle Zimmer mit guten Möbeln ausgestattet, Divan, gute Betten mit Metallgestellen, verzierten Bettdecken, mit schneeweisser Gaze verschönerte Kissen, bestickte Überwürfe und Teppiche. Den Ehrenplatz nahm natürlich die Nähmaschine ein, am Pfeiler hing ein schöner dreiteiliger Spiegel, beim Nachttisch mit Toilettenartikeln der früheren Besitzerin – Puderdose, Pomade, Parfüm der Marke „schöner Mohn“ und Erdbeercreme - lag ein bestickter Läufer. Die Türen und die Fenster bedeckten Vorhänge und Gardinen aus grauem Segeltuch (das war damals der Modestoff, aus dem auch Kleider, Jacken und selbst Pantoffeln und Turnschuhe hergestellt wurden), ebenfalls mit Stickereien verziert. In der Mitte der grossen Kammer stand ein quadratischer Auszugstisch, umringt von Wiener Stühlen. Der Tisch war mit einer Decke in der Art eines Vorhanges bedeckt. Und natürlich stand in einer Ecke das mit verschiedenem Geschirr gefüllte Buffet.

Wir nahmen uns ein getrenntes Zimmer mit einem grossen Bett. Der wichtigste Aufenthaltsraum aber wurde die geräumige Veranda, die sich über die ganze Länge des Hauses hinzog. Dort stand der Petrolofen, auf dem die Grossmutter das Essen zubereitete.

Neues Leben

Der Sommer näherte sich, die Grossmutter bereitete sich auf die Frühlingsanpflanzung vor. Zu Beginn setzte sie Kartoffeln auf dem Geländer direkt beim Haus. Übrige Pflanzflächen gab es nur wenige, an der Grenze des Grundstückes wuchsen gelbe

63 Akazien, die in Balašov sehr verbreitet waren. Man hatte das Gefühl, dass die Hausherrin (gemeint ist wohl die ehemalige Frau des Lokomotivführers. Anm. R.D.) sich überhaupt nicht um die Verschönerung der persönlichen Umgebung gekümmert hatte.

Bald danach erschien der Hausherr, er entschied mit Tante Tanja ausserhalb der Stadt ein grosses Stück Land zur Anpflanzung von Kartoffeln zu nehmen. Das

taten wir, bis er zur nächsten Dienstreise aufbrechen musste. Das Jahr 1943 verging ohne besondere Vorkommnisse. In unserer zusammengewürfelten Familie herrschte ein relatives Glück: Jeden Tag begab ich mich für einige Zeit (das Schuljahr war vorbei) zur Tante Tanja. Man hatte sie für die Verpflegung der Zugbrigaden in das besondere Restaurant versetzt, das zur Bequemlichkeit der Mannschaften in ein baufälliges, scheunenartiges Gebäude inmitten der Geleise verlegt worden war. Dort war es trübe und irgendwie unordentlich. Tanjas Arbeitsplatz befand sich in einer dunklen Ecke und ich kann mir nicht vorstellen, wie sie die Nahrungsmarken sehen konnte. Ich brachte sie mit grosser Behutsamkeit zum Fenster und klebte sie dort auf die Bogen. Man gab mir zu essen, das war meine inoffizielle Entlohnung, Tante Tanja hatte das mit den Arbeitskolleginnen abgemacht. Ich erinnere mich nicht an ihren Namen, sie waren immer äusserst beschäftigt, jede an dem ihr zugewiesenen Platz, nie sassen sie zum Plaudern und Klatschen zusammen, nach der Arbeit eilten sie alle nach Hause, zu den Kindern, den alten Eltern.

In der übrigen Zeit stand ich der Grossmutter zur Verfügung. Olja war nun gross geworden – im Herbst begann sie die erste Klasse, zu unserer grossen Freude bei Jekaterina Fjodorovna. In der Zeit zwischen den grossmütterlichen Aufträgen ergab ich mich meiner liebsten Tätigkeit, dem Lesen. Damals fielen mir bemerkenswerte Bücher in die Hände, deren Inhalt mich nicht selten zu starkem Weinen brachte. Ich verkroch mich im Akaziengestrüpp (dort war es kühler, der Sommer war heiss) und las manchmal bis zur Dunkelheit. Ich erinnere mich, wie mich die Geschichte des Hauptmanns Hatteras („Die Abenteuer des Hauptmanns Hatteras“, Jules Verne) rührte. Der Familie vermochte ich sie lange nicht zu erzählen, weil ich zu heulen begonnen hätte. Aber zuletzt erregte mein untröstliches Schluchzen die Aufmerksamkeit der Grossmutter und sie zwang mich ihr zu sagen, was für ein Buch das sei. Es war die „Jungfrau von Orléans“ (R. *Orleandskaja Deva*) von Schiller. Als Grossmutter die Geschichte von Jeanne-Arc erfuhr, wie man sie verraten hatte und ihr trauriges Ende, schloss sie sich meinem Weinen tränenüberströmt an. Auch Olja begann zu weinen und flüchtete vor unserer Gemütsbewegung zu Tante Tanja. Auch diese weinte ein bisschen, sie konnte die Leiden der Jungfrau von Orleans nicht aushalten. (war es, weil sie ihnen ähnlich waren?).

Es kam der Herbst, das Schuljahr begann am 1. Oktober (wenn ich mich nicht irre). Bei einem der kurzen Aufenthalte unseres Lokomotivführers gingen wir alle miteinander zur Kartoffelernte, in jenem Jahr war sie unglaublich gross. Mit

grosser Mühe gelang es uns 10 Säcke auf einen Handwagen zu laden. Aber wir alle freuten uns sehr. Am Morgen

64 des folgenden Tages gingen der Lokomotivführer, Tante Tanja und die Grossmutter auf den Markt um Tomaten und Gurken zum Einsalzen einzukaufen. Ich blieb mit Olja zuhause.

Plötzlich wurde an der Gartentüre laut angeschlagen. Wir stürzten hinaus um zu öffnen. An der Schwelle stand ein Mann bedrohlichen Aussehens, er fragte: „Lebt hier Anastasia Ivanovna Matuzina“ (unsere Grossmutter). Wir antworteten zustimmend und fügten bei, dass sie nicht zuhause sei. Wie wenn sie das vorausgeahnt hätte kam die Grossmutter gerade herbei. Die Männer, es waren ihrer zwei, sagten, dass sie im Auftrag von Grossmutter's ältester Tochter Jekatarina (Katja) gekommen seien, die ihnen aufgetragen habe, sie sollten die Mutter und die Töchter zu ihr in den Weiler Samolinskij Alexeev im Kreis Stalingrad bringen. Tante Katja hatte uns über ihre Entscheidung nicht benachrichtigt. Ungeachtet Grossmutter's Protest und ihrer Weigerung, abzureisen, begannen die Männer unsere Sachen zusammenzupacken, warfen sie auf die offene Ladebrücke des Lastwagens. Kurz darauf, nachdem wir uns in aller Eile von Tante Tanja verabschiedet hatten, die gerade vom Markt zurückgekommen war, rollten wir schon dem Unbekannten entgegen, weg von Balašov. Wir konnten uns nicht von Tante Šura und ihrem Sohn Georgij verabschieden, die Männer beeilten sich sehr, denn der vor uns liegende Weg war lang.

Die liebe Tante Tanja

Tante Tanja und Zina verblieben in der Strasse Maloe Otčuzdenie („Kleine Enteignung“. Anm. R.D.). Wir wissen nur sehr wenig über ihr Leben nach unserer Abreise. Leider blieben wir nicht in brieflicher Verbindung, denn die Grossmutter konnte nicht schreiben, und ich, weil ich übervoll von neuen Eindrücken war. Später erfuhren wir vom traurigen Schicksal unserer lieben Tante Tanja und ihrer Tochter Zina. Mit letzterer trafen wir uns, als wir uns zwei Jahre später nach Balašov begaben. Zina heiratete einen Mann, der ihr als Prinz erschien, er war der Sohn des Präsidenten des Stadt-Politikomitees, Bürgermeister. Wie sie meinte heiratete sie in eine gute, gesicherte Familie. Nach einigen Monaten aber, bereits schwanger, wurde ihr Mann wegen Banditentums verhaftet. Trauriges Schicksal. Noch trauriger aber verlief das weitere Leben von Tatjana Zacharovna. Warme Beziehungen zum Lokomotivführer entwickelten sich nicht, sie blieben sich fremd, am Ende freundete er sich mit der

Schwester seiner früheren Frau an, die sich um seinen Sohn kümmerte. Aber das war später. Zu Beginn ging das so. Von seinen Fahrten brachte der Lokomotivführer Nahrungsmittel nach Hause, scheinbar gelang es ihm diese auf den Bahnhöfen von den Ortsbewohnern zu erwerben. Von einer Reise brachte er einen Sack Mehl. Dieser spielte im Leben Tanjas eine verhängnisvolle Rolle. Als sie es einst nicht schaffte, die Lebensmittelmarken rechtzeitig einzukleben, liess sie diese am Arbeitsplatz liegen. Am nächsten Morgen aber lagen sie nur unvollständig dort. Abzurechnen vermochte sie an jenem Tage nicht, und auch nicht an den folgenden, die fehlenden Marken liessen sich einfach nicht finden. Sie selbst benachrichtigte die zuständigen Dienste.

- 65 Nach den zur Kriegszeit gültigen Gesetzen wurde sie verhaftet, man betrachtete sie als allein Schuldige, Hauptbeweis war der bei der Durchsuchung gefundene Sack Mehl, den man als mit den verlorenen Marken erworben betrachtete. Tatjana Zacharova, aussergewöhnlich ehrlich und arbeitsam, kam ins Gefängnis. Als ich im Jahr 1945 nach Balašov zurückkam, war sie in Haft. Einige Zeit später, es gelang mir nicht kalendarisch genau festzustellen wann, wurden bei der Reparatur dieser unheilbringenden Kantine von Mäusen oder Ratten abgenagte Bogen aufgefunden, auf denen sich Marken erkennen liessen, welche in jener unglücklichen Nacht verschwunden waren und Anlass zur ungerechtfertigten Anschuldigung und Einkerkelung Tanjas gewesen waren. Ich konnte nicht herausfinden, wie und wo ihr trauriges Schicksal endete, und wie das insgesamt unglückliche Leben von Tatjana Zacharova Lebedeva endete.

Die zärtliche Erinnerung an sie bleibt in unserer Familie bewahrt. Die Tochter meiner Schwester Olja erhielt zu Ehren dieser guten und unglücklichen Frau, welche in unserem Leben die Rolle des guten Engels gespielt hatte, die unsere Hoffnung und unsere Stütze gewesen war, bei der wir vor den Missgeschicken des Lebens der schweren Kriegszeit Schutz gesucht hatten, den Namen Tanja. Nach langer Zeit der Entbehrungen, Besorgnisse, Krankheiten der Enkel, Sorge um Nahrung und Heizung und Angst wegen der Verhaftung der Tochter und des Schwiegersohnes bewahrte die Grossmutter die Lebenskraft, sie verstand, dass es einen Menschen gibt, der mit ihr ihre ganze Armut teilt und der, wenn er nicht anders kann, wenigstens durch Anteilnahme und Mitgefühl hilft.

Die Geschichte von Irina Porzevskaja ist 2008 unter dem Titel „Svidetel'stvo o roždenii“ im Verlag Tranzit-IKS, Vladimir, als Büchlein erschienen. 170 S.



© Richard Dähler www.eu-ro-ni.ch/publications/Porzevskaia.pdf
www.eu-ro-ni.ch

1999 weilte ich für einen Russisch-Sprachkurs in Vladimir. Bei dieser Gelegenheit wohnte ich bei der Autorin. Ihr Mann Vladimir starb im Oktober 2009, am 4. Oktober 2010 starb Irina. Sie hinterlässt in der Vladimierer Gesellschaft eine schmerzliche Lücke.
(27.12.2015)